

Adolf Menschen dörfer

Bischof D. Viktor Glendys

Am 31. Oktober 1949, 5 Uhr nachmittags, verkündete das Trauergeläute von unserer Stadtpfarrkirche, dass um diese Stunde der Altbischof Glondys in Hermannstadt begraben werde.

Als sein Vorgänger im Stadtpfarramt, C. Franz Herfurth, starb, da war man der feingesponnenen Diplomatenkünste und der unmännlichen Haltung dieses Geistlichen längst überdrüssig geworden. Ein stattlicher "schöner" Mann, ein geborener Kirchenfürst, der milde lächelnd, überlegen, von oben herab die Leute behandelte, ihnen leutselig gerne auf die Schulter klopfte, konnte er anfangs die für alles prunkhafte Getue empfängliche Kronstädter Bevölkerung für sich einnehmen, als sich aber bei näherer Bekanntschaft herausstellte, dass dieser schöne, stattliche Mann keine Spur von einem Kämpfer und festumrissenen Charakter aufwies, nie einen schöpferisch originalen Charakter hervorbrachte, masslos eitel und egozentrisch, nur der einen brennenden Sehnsucht lebte: wie werde ich endlich Bischof?, da schmolz die Zahl der Anhänger bedenklich zusammen und er starb zu seinem Glück beizzeiten, bevor noch der wachsende Widerstand zu offenem Ausbruch geführt hatte. Nein, man sehnte sich jetzt nach einem wirklichen Führer und Machthaber, der die Leute mit blitzenden Augen und flammender Rede in die Kniee zwang. Mancherlei Kandidaten wurden für die Nachfolge aufgestellt. Keiner konnte die Mehrheit der Wähler auf sich vereinigen. Umso heftiger tobte der Wahlkampf. Damals begann eine Tischgesellschaft meist jüngerer Männer, der sogenannte "Donnerstag-Abend", für seine fortschrittlichen Pläne die ganze Macht in der Kirchengemeinde an sich zu reißen und zwei ihrer ehrgeizigen "Königsmacher", der damalige Presbyter Dr. A. Polony und Samuel Schiel, der reichste Mann Kronstadts, fuhren nach Czernowitz, denn man hatte etwas läuten hören von einem dort wirkenden Pfarrer, der ein Wunder an Beredsamkeit, selbst die Rumänen, Ruthenen, Polen und Juden in seinen Bann zog. Bei einer festlichen Gelegenheit war er auch einmal in Hermannstadt erschienen und hatte mit einer Ansprache die Aufmerksamkeit und das Erstaunen der Zuhörer erregt. Nun suchten ihn die zwei Kronstädter in seiner eigenen Gemeinde auf, hörten ihn predigen und kamen trunken von Begeisterung zum Schlusse: Ein zweiter Monterus! Sie lernten ihn in seinem Hause kennen und waren entzückt über die Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, in der dieser in höheren Sphären schwelgende Feuergeist scheinbar lebte. Man wurde handels-einig. Die Abgesandten kamen zurück, der "Donnerstag-Abend" /dem ich damals noch selbst angehörte/, begann seinen Werbefeldzug, liess alle Minen springen und Glondys wurde gewählt. Die Spannung der Kronstädter auf ihr neues ihnen noch unbekanntes geistliches Oberhaupt war auf das höchste gestiegen, schon waren während des Wahlkampfes Legenden über den neuen Glaubensapostel von Mund zu Mund gewandert, noch nie ist einem Kronstädter Stadtpfarrer sein Einzug in die Monterusgemeinde zu einem solchen Triumpfzug gestaltet worden.

Die ersten Predigten. Ich hatte auf Treu und Glauben hingenommen, was Polony, ein kluger Mann, von seinem Messias verkündet hatte. Auch ich war beeindruckt von dem ausserordentlichen Temperament des Kanzelredners, der an Stelle der bei uns bisher herrschenden würdevollen Gemessenheit oder schlichten Einfalt auf der Kanzel eine fanatisch-katholische Besessenheit zur Schau trug, die Kirche zum religiösen Theater machte, der in seinem engen Gehäus sich heftig hin- und her bewegte, mit verkrampften Gebärden auf die Zuhörer einhämerte, die kleine Bibel vor sich drohend emporriss, als wolle er sie dem dicken Presbyter da unten an den Schädel schmeissen, mit der Stimme durch alle Register fuhr, sich den Schweiss wischte, um dann in friedlichen Tönen, erschöpft und ausgepumpt den Abschluss zu suchen. Solche Töne hatte man in der evangelischen Stadtpfarrkirche in Kronstadt noch nicht gehört. Es war ein spannendes Schauspiel, bei dem ich gleich bei den ersten Predigten das Gefühl hatte, dieser Verzückte auf der Kanzel lechze förmlich danach, dass die Zuhörer am Schlusse in donnerndes Beifallsklatschen ausbrächen. Tatsächlich wurde es bald Sitte, dass am Schlusse des Gottesdienstes die zutiefst beeinflussten Gläubigen ihn an der Kirchenpforte erwarteten und mit schwärmerischen Zurufen überschütteten, worauf sie freundlich eingeladen wurden, auch in die der Kirche gegenüber liegende Stadtpfarrwohnung einzutreten, um in weiteren Ergiessungen den Triumpf der letzten Stunde weiter auszukosten. Auffallend war, dass von vornherein so viele Fremde, vor allem Juden und Rumänen sich zu diesen Predigten einstellten.

Nun gut, Herfurth hatte uns schale Limonade eingeschenkt, Glondys schien feurigen Ungarwein zu spenden. Kein schlechter Tausch. Doch bald merkte ich, dass all die leidenschaftlichen, dramatisch sich steigernden Erörterungen des Kanzelredners auf den Effekt angelegt waren und bei ihrer Übersteigerung dann mit einem gewaltsam herbeigeführten oder auch ganz lahmen Schluss anden mussten. Ich merkte bald, dass der Redner des Effektes halber ohne Bedenken bald einen strenggläubig orthodoxen, bald einen freigeistig liberalistischen Standpunkt einnahm, was seine liberalistisch verseuchten Zuhörer durchaus nicht befremdete, es sollte nur tüchtig donnern und blitzen, Schweiss sollte fliessen und der erwartete Spannungskampf sollte sich einstellen, dann war man befriedigt. Die Donnerstagbrüder waren entzückt, dass es ihnen gelungen war, einen solchen Wundermann nach Kronstadt zu locken und taten nun alles, um ihm die nötige Musse zur Vorbereitung solcher ekstatischer Ausbrüche zu schaffen. Die Stadtpfarrwohnung wurde von unten bis oben ganz neu hergerichtet, die Gäste aus der Bukowina, der neue Stadtpfarrer samt Frau, einem Söhnchen und dem Schwiegervater, die mit ein paar Handkoffern angerückt waren, bekamen sieben Räume mit schönen altsächsischen oder gediegenen neuen Möbeln und Teppichen eingerichtet, vor allem aber die Arbeitsverpflichtungen des neuen Stadtpfarrers wurden auf ein nie dagewesenes Mass heruntergedrückt. Jeder Pfarrer bei uns war seit jeher zugleich auch Volksführer gewesen und der Kronstädter Stadtpfarrer hatte auch die Sorge und oberste Verantwortung für das grosse Vermögen seiner stattlichen Gemeinde zu tragen, für rund fünfzig Kirchenhäuser, mehrere Dutzend Acker-, Bau- und Forstgründe, viele Dutzend Stiftungen und fromme Vermächtnisse, er war auch Inspektor aller Schulanstalten, er hatte sich um die Wohltätigkeitsanstalten, um die Filialkirchen, um die Politik zu kümmern, um nur einiges zu erwähnen. Als Herfurth Stadtpfarrer war, da galt noch der Grundsatz sparen, sparen, sparen und der alte Mann musste die ganze Arbeitslast mit Hilfe von drei, vier Kassen- und Wirtschaftsbeamten bewältigen. Der neue Stadtpfarrer wusste sich aber gar bald den meisten wirtschaftlichen Verpflichtungen mit Hinweis auf seine religiös-philosophischen Forschungen und auf seinen "innersten" Beruf zu entziehen, so dass schon in ein paar Jahren ein wohlgegliedertes Wirtschaftsamt mit einem ebenso umfangreichen Kassen- und Taxenamt nötig wurde, wodurch schon die Besoldung der zahlreichen neuen Beamten und Beamtinnen die Kirchensteuern mächtig anschwellen liess. Da man in der ersten Begeisterung auf jeden Wunsch des "neuen Monarchen" oder seiner klugen, geschickten Frau sofort einging, riss die Kette immer neuer Wünsche auch in Zukunft nie ab und wenn boshafte Hermannstädter nörgelnd bemerkten: "Ihr verwöhnt euren neuen Stadtpfarrer derart, dass ihr die Kosten dieses Aufwandes bald nicht mehr werdet tragen können", so lautete die prahlerische Antwort: "Ihr beneidet uns bloss, dass wir solch einen Kerl zum Stadtpfarrer haben." Bald war Glondys so weit, dass er in seiner Überhebung glaubte, mit Hilfe der Donnerstagbrüder sich alles leisten und über jedermann wie ein absoluter Herrscher gebieten zu können. Der arme Bäckerssohn, der schönbar in polnischer Umgebung aufgewachsen war, /so dass auf seinem Taufschein sich neben lauter polnischen Namen kaum ein deutscher findet/ und der dann in dem Czernowitzer Sprachen- und Rassengewirr sich weltmännische Wendigkeit geholt hatte, entwickelte allmählich alle üblen Eigenschaften des Emporkömmlings. So klug und würdevoll überlegen, auch eindringlich liebenswürdig /wo der Zweck es erheischte/ er sich gewöhnlich zu geben verstand, riss ihn dann doch sein zuweilen grössenwahnsinnig explodierendes Temperament zu Schritten hin, die er selbst gleich bereute. Seine Frau und seine nächsten Freunde mussten dann eingreifen, um plötzliche Willkürakte aus blauem Himmel notdürftig zu überkleistern. Da waltete z.B. in unserer Vorstädter Kirche ein ganz in seinem Beruf aufgehender Prediger, Georg Scherg, der eine kleine pietistische Gemeinde um sich gesammelt hatte, ein Greis im Silberhaar, der ohne alles äussere Aufsehen schon seit vielen Jahren ein im ganzen Sachsenland verbreitetes Sonntagsblättchen "/Lichter der Heimat"/ herausgab und bei seinen "Erweckten" schwärmerische Verehrung genoss. Freigeister, unter ihnen auch solche aus dem Kreise Glondys, machten zwar bissige Bemerkungen über sein "Frömmeln", aber allgemeine Achtung konnte ihm doch niemand versagen. In einem Gottesdienst in der Stadtpfarrkirche, bei dem auch Scherg anwesend war, nahm Glondys im Zusammenhang mit seinem Thema über den wahren Glauben auch den Amtsbruder heftig und schlachtete ihn mit ein paar wohlgezielten Streichen ab. Die Zuhörer überkam ein gelindes Gruseln und Stadtpfarrer Scherg sagte mit am nächsten Tag: "Mir war, als ob er mich

mit Ruten ins Gesicht schlage. Ich wusste nicht, wie ich meine Wohnung erreichen sollte. Was habe ich ihm getan? Nie ist ein unfreundliches Wort zwischen uns gefallen." Ich war nun sicher kein Gesinnungsge-
nosse von Scherg, aber diese Rohheit und Geschmacklosigkeit von einem
F f a r r e r, in der K i r c h e, einem A m t s b r u d e r gegenüber,
empörte mich auch und ich hielt mit meinem Urteil auch den Donnerstag-
brüdern gegenüber nicht zurück, während ihre Anführer sich hinter den
Standpunkt verschanzten: "Einmal musste es Scherg offen gesagt werden,
dass wir seine Frömmerei hier in Kronstadt nicht brauchen. Sektierer
dürfen bei uns nicht aufkommen!" Trotzdem versuchten sie in dem Gefühle,
dass hier ein ganz unnötiger Gewaltakt stattgefunden hatte, hinter
den Kulissen dann dem gezüchtigten Opfer Balsamblätter aufzulegen,
wozu sich auch Glondys verstand, denn er hatte seinen Machtrausch
ausgekostet, der Effekt war erreicht, acht Tage lang beherrschte dieser
Vorfall alle Gespräche in der Stadt. Doch in den Sitzungen des Pres-
byteriums wurde Scherg von Glondys und seinen Gefolgsleuten fortan
mit Handschuhen behandelt, man hörte den früher über die Achsel Ange-
sehenen nicht nur mit besonderer Aufmerksamkeit an, sondern kam allen
seinen Bestrebungen mit besonderem Wohlwollen entgegen, so dass der
alte Mann in die Kniee ging und sich später Glondys wie einer höheren
Gewalt, der man sich beugen müsse, vollkommen unterwarf.

Dadurch kühn gemacht, fuhr der Stadtpfarrer fort auch andere Per-
sonen, kleine und grosse, lebende und tote, "auszupredigen". Ich war
lange Zeit naiv genug, gar nicht zu merken, dass schon eine gegentei-
lige Ansicht genügte, den bei Meinungsverschiedenheiten herrisch Auf-
tretenden zu reizen und zu kleinen Racheakten bei gegebener Gelegen-
heit zu veranlassen. Und wehe gar, wenn irgend jemand sich erfrechte,
an seiner glühenden Beredsamkeit irgend ein Härschen zu entdecken. Er
war so empfindlich, dass er selbst Ortsfremde, die ihm mit ihren An-
sichten ins Gehege kamen, wie z.B. der Mediascher Gymnasialdirektor
Dr. Otto Fölberth, wegen einem auch in Kronstadt vielbesprochenen
Zeitungsaufsatz sofort in die Arbeit nahm und am nächsten Sonntag in
der Stadtpfarrkirche tüchtig auspredigte. Doch in der Freude, bei
unseren eng ineinander geschachtelten Verhältnissen eines kleinbürger-
lich-bürokratischen Lebens, in Glondys einen sich selbstherrlich
bewegenden Menschen mit eigenartigen Ansichten entdecken zu können,
sah ich anfangs viele Monate hindurch, auch nach Enttäuschungen, über
manches hinweg in der Hoffnung: er wird den richtigen Ton zu uns
Siebenbürger Sachsen doch endlich finden, er kennt uns ja noch zu
wenig. Aber hundert kleine Erlebnisse führten mich dann auch zum
Kerne seines Wesens.

Als junger Schulleiter musste ich jede Woche zwei-, dreimal bei
dem Stadtpfarrer als meinem unmittelbaren Vorgesetzten und Leiter
des Presbyteriums vorsprechen, um mir die Genehmigung für jeden kleinen
Schritt im Betriebe der mir anvertrauten Schulanstalten zu holen.
Diesen amtlichen Mitteilungen schenkte er meist wenig Beachtung, son-
dern kam bald auf seine eigene Person zu sprechen und unter vier
Augen konnte er dann kameradschaftlich warm wie ein verbündeter Bruder
ausführen, wie wir zwei "künstlerischen" Naturen in diesem Krähwinkel
von 12.000 Sachsen vereint schon unseren Weg machen würden. "Wenn ich
nur die Zeit fände!", klagte er immer wieder, "diese lausigen Ver-
waltungsgeschäfte müssen mit der Zeit das stärkste Talent umbringen.
Wie frei konnte ich mich in Czernowitz bewegen! Ich hielt an der Uni-
versität philosophische Vorlesungen in überfüllten Räumen, im Reich
wurde man aufmerksam auf mich - was für Aussichten hatte ich damals!"
Er hatte aus Czernowitz ein Büchlein mit einer Untersuchung über den
Determinismus mitgebracht und pflegte auch seine Predigten und Vor-
träge gerne mit philosophischen Redensarten auszuschnücken. Nun findet
man unter Kleinstädtern höchst selten philosophisch geschulte Leute
und so erhöhten seine kleinen Spaziergänge auf diesem Gebiet nicht
nur den Eindruck seiner Worte, sondern seine Schwärmereien wurden
ihnen philosophisch verbrämt auch vor dem Verstand beglaubigt, "wahr".
Ein kleines Misstrauen gegen die Originalität und Tiefe dieser Philo-
sophie, die so selbstbewusst als eigenes Gewächs vorgetragen wurde,
erwachte bei mir allerdings auch sehr frühzeitig: das war ja kaum
mehr, als wir Gymnasiallehrer unseren Schülern in der obersten Klasse
als Einleitung in die Philosophie boten. Es wurde höchstens viel
packender und kategorischer, aber nicht so objektiv vorgetragen.

Da weilte nun einmal ein gebürtiger Kronstädter, Dr. Konrad Nuss-
bächer, für längere Zeit in der Vaterstadt, damals noch ein unent-
schlossener Sucher nach einem festen Ziel und einer festen Anstellung.
Dessen Steckenpferd war ebenfalls die Philosophie und da er ein

grundgescheiter Kerl mit gediegener Vorbildung war/unter anderem hatte er auch an dem Nietzsche-Archiv in Weimar gearbeitet/, reizte es ihn auch seiner Vaterstadt ein Trübchen seines Wissens zu bieten und er hielt in der Aula des Ronterusschule einen freien Vortrag. In der ersten Reihe sass auch der Stadtpfarrer und hörte mit gefurchter Stirne an, was dieser junge Mann da fliessend und beschwingt vorbrachte. Doch kaum hatte Nussbächer geendet, erhob sich blitzschnell Glondys und liess, gegen die Zuhörer gekehrt, eine richtigstellende Entgegnung lös. Doch Nussbächer, der im Reich wohl ganz andere philosophische Köpfe gehört hatte und sich herzlich wenig um den Begeisterungsrausch der Kronstädter für ihren neuen Propheten kümmerte, antwortete sofort mit ruhig-sachlichen Worten, die aber wie Öl ins Feuer wirkten, dem jetzt bekam der junge Mann eine heftig belehrende Zurechtweisung zu hören und der Stadtpfarrer entfernte sich, ohne eine weitere Widerrede abzuwarten.

Ich pflegte damals als einzige Erholung täglich nach dem Mittagessen anderthalb Stunden mit zwei, drei Freunden in unserem sächsischen "Kasino" zuzubringen, um mich mit der Durchsicht der dort aufliegenden Zeitungen und Zeitschriften auf dem Laufenden zu halten. Auch Glondys stellte sich hier oft ein und bestritt seinen Lesehunger in erster Reihe immer mit zwei Blättern: die Wiener "Neue Freie Presse" wurde zuerst mit Behagen durchstudiert, die Anwesenden mit Hinweisen auf diesen oder jenen Aufsatz ~~gezeigt~~ in ihrer Lektüre gestört, dann kam ein Wochenblatt an die Reihe /der Titel ist mir entfallen/, das ausschliesslich Besprechungen der neuesten Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur auf allen Gebieten von Fachleuten brachte. Ich, der ich dies Blatt auch regelmässig las, merkte bald, wie geschickt Glondys, ohne eine Quelle zu nennen, die eine und die andere dieser Besprechungen zum Texte einer ganzen Predigt verwerten konnte, wogegen natürlich nichts einzuwenden wäre, wenn er es nicht mit dem Anschein getan hätte, als habe er dies wissenschaftliche Werk auch durchstudiert, sei gleichsam Fachmann auch auf diesem Gebiet. Wie oberflächlich, nur vom Effekt gelockt, er dann auch fehlgreifen konnte, zeigte ein drastischer Vorfall, der für mich und meine Kollegen die Entscheidung nach sich zog: dieser Mann ist als ernsthafter Gelehrter schlechterdings nicht mehr zu halten:

In der "Neuen Freien Presse" waren mehrere Plaudereien über aufsehenerregende spiritistische Versuche erschienen. Da hatte sich ein wunderbares Medium in Wien gemeldet und erklärt, es sei bereit, sich auch der Kontrolle skeptischer Gelehrter zu unterwerfen. In immer neuen Aufsätzen wurden die angeblichen Wunder und Geistererscheinungen den Lesern vorgeführt. Da nun Glondys von seiner Leibgarde gestachelt neben den Predigten auch volkstümliche /in seinen Augen strengwissenschaftliche/ Vorträge hielt, liess er sich unglücklicherweise verleiten, in der Aula unseres Gymnasiums auch über die Wiener spiritistischen Versuche begeistert zu berichten und gegen die beschränkten Materialisten zu wettern, die da glaubten, das Wunder in Natur und Menschenleben leugnen zu können. Und nun erzählte er dramatisch, als ob er dabei gewesen wäre, über die eiskalten Luftströme, die sich plötzlich von allen Seiten ergossen, die wehenden Vorhänge, die weisse Knochenhand, die über dem Tischchen erschien und geheimnisvolle Zeichen machte, "-war es ein Winken? Eine Warnung, eine Drohung? die Hand eines lieben Verstorbenen? Nein, die Hand verschwindet und plötzlich erhebt sich der vierbeinige Tisch senkrecht in die Luft, steht unbeweglich im Luftraum. Wieder erscheint, diesmal höher, die Geisterhand, macht ein Zeichen und gehorsam lässt er sich wieder strengster wissenschaftlicher Kontrolle - sollte man da nicht mit Hamlet ausrufen: 'Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio'." Dies wurde nicht nur ganz ernsthaft, sondern auch so wirkungsvoll vorgetragen, dass manch einer verzückten Glondyanerin sich gelinde die Haare zu sträuben begannen. Plötzlich brachen die spiritistischen Berichte in der "Neuen Freien Presse" ab, aber andere Wiener Zeitungen brachten die Nachricht, dass das berühmte Medium von seinen Überwachern mitten in seinen betrügerischen Zauberkünsten entlarvt und der Polizei übergeben worden sei. Auch in Kronstadt verstummten wie auf Kommando alle Gespräche über Spiritismus, nur in unserem Sprechzimmer zitierten bei unverständlichen Sachen Kollegen noch jahrelang mit Glondysgesten den dänischen Prinzen. Damals bedauerte ich noch aufrichtig, dass ein so ungeheures Kapital von schwärmerischer Begeisterung und unbedingten Vertrauens, wie es die Mehrzahl der Gemeindemitglieder Glondys in den ersten Jahren seines Wirkens entgegenbrachte, so leichtsinnig vergeudet wurde. Später

wandelte sich dies Bedauern in verächtliche Entfremdung.

Wie oft missfiel es mir, wenn er für seine Person eine Ausnahmstellung forderte, selbst wenn Gesetz und Herkommen dies verboten. So teilte er mir einmal freudig bewegt mit, dass es ihm gelungen sei, sich für eine Woche von all den geschäftlichen Plackereien seines Amtes frei zu machen und er wolle mit seiner Frau einige Tage in Wien ausspannen, Burgtheater, Oper usw. Natürlich wolle er auch sein Söhnchen Kurt mitnehmen /der damals Schüler der Monterusschule war/, da er schon in dem Alter sei, durch die Sehenswürdigkeiten Wiens seinen Horizont gewaltig zu erweitern. Ich antwortete, dass es mir peinlich sei, diesen Urlaub dem Buben nicht gewähren zu können, da Urlaube ~~z.B.~~ bloss zum Vergnügen in der Fleisszeit sowohl durch unserer Schulordnung wie die staatlichen Vorschriften verboten seien. Mein Vorgesetzter und Schulaufscher liess ein verdriessliches "Hm" vernehmen. "Irgendwo wird sich doch eine Bestimmung finden, nach der auch eine so harmlose Sache erlaubt ist?" "Urlaube sind bei uns gestattet bei Wohnungswechsel einer Familie, Todesfällen oder gesundheitlichen Sonderfällen wie z.B. Untersuchung durch einen Spezialisten in einer andern Stadt. Auch dann muss ein ärztliches Zeugnis vorgelegt werden." Das schien den Stadtpfarrer zu befriedigen. Am nächsten Morgen lag das ärztliche Zeugnis auf meinem Tisch und war die Stadtpfarrerfamilie nach Wien abgefahren. Von den Donnerstagleuten musste ich in Zukunft aber zuweilen Anspielungen hören: ob ich in der Disziplin der Anstalt die Forderungen nicht allzu pedantisch überspanne?

An anderer Stelle habe ich angeführt, wie verschwenderisch sich Glondys der Geldmittel unserer Monterusgemeinde bediente. Wenn die anderen Angestellten fast Hungerlöhne bezogen und das Geld für Lehrmittel, Sammlungen und Büchereien der Anstalt nur mit grossen Abstrichen bewilligt wurden, machte er sich kein Gewissen daraus, als grosser Herr aus dem Vollen zu schöpfen. Wie oft habe ich ihn da mit seinen Vorgängern vergleichen müssen! Eines Tages rief er mich an: "Wie ich höre, musst du morgen zu einer Direktorenberatung nach Hermannstadt fahren. Auch ich habe amtlich da zu tun. Wenn du willst, kannst du in meinem Auto mitfahren. Es hält zwei Uhr vor meiner Wohnung." Natürlich war ich gerne bereit, mit ein paar Schritten von meiner Wohnung einen Wagen zu erreichen, der mich gemächlich und ohne Haltestelle die wunderbare Strasse am Fusse des Fogarascher Gebirges entlang führte und vor meiner Herberge in Hermannstadt wieder absetzte. Erst als ich das Auto bestieg, sah ich, dass ich der einzige Mitfahrende war, der Stadtpfarrer also wieder, wie verschiedene Male früher, sich einfach ein Mietauto hatte kommen lassen, trotzdem der Fahrpreis damals etwa zehnmal so hoch war wie mit der Eisenbahn. Wahrscheinlich hatten diese Luxusfahrten auch in seiner nächsten Umgebung Bedenken erregt, denn während der Fahrt sagte er mir: "Ich hätte die Fahrkosten mit diesem Wagen, du hättest die mit der Eisenbahn zu verrechnen. Nun fahren wie zusammen etwas bequemer und jeder verrechnet die Hälfte der Autokosten." Ich bin nie mehr mit ihm zusammen gefahren.

Ich führe hier von Dutzenden bloss zwei kleine Beispiele an, die auch nicht erschütternd sind, aber aus solchen Mosaiksteinchen setzt sich auch das ganze Charaktergemälde eines Menschen zusammen.

Bei der erbitterten Stadtpfarrerwahl, aus der Glondys als Sieger hervorgegangen war, hatten seine Gegner vor allem geltend gemacht, dass ein Fremder, ein Nichtsachse, sich unmöglich derart in unser von uralten Sitten und Bräuchen durchtränktes Leben und in unsere eigentümliche Redeweise hineinlegen könne, dass er alsbald wirklich als einer der unsrigen angesehen werde. Jeder sächsische Bauer nahm sich damals noch das Recht heraus, zu dem Stadtpfarrer in seinem Bezirk oder selbst zu dem Bischof nach Hermannstadt zu fahren, um ihm, natürlich in seiner Mundart, vorzutragen, wo ihn der Schuh besonders drückte. Wie sollte sich Glondys mit unseren Bauern, die 75% unseres Volkes bilden, und auch in allen kirchlichen Behörden sitzen, überhaupt verständigen? Weder verstand er ihre Sprache, noch kannte er ihre Nöte. Demgegenüber behaupteten seine Anhänger, und unter ihnen auch ich, dass unser Volk ohnehin in lauter Historismus zu erstarren drohe, dass es geradezu wünschenswert sei, wenn ein kräftiger Wind aus dem Westen diesen selbstgeschmiedeten Kolonistenpanzer etwas lockere, und so viel Sächsisch als er brauche, um sich mit unseren Bauern zu verständigen, werde Glondys, der lateinisch, griechisch, ja selbst hebräisch so gut sprechen könne, dass er in Czernowitz einmal eine jüdische Abordnung in hebräischer Sprache begrüsst, sich spielend in ein paar Monaten aneignen. Der neue Stadtpfarrer versäumte

auch nicht, in so mancher Begrüssungsansprache zu betonen, dass er sich jetzt ganz als einer der unsrigen, als Sachse, fühle und gleich nach seinem Amtsantritt ordnete er an, dass sein Leibdiener, der Küster Gutt, bei den fast täglichen kleinen Berichterstattungen sich ausschliesslich der Mundart zu bedienen habe. Bald aber wurde er dieser Schule überdrüssig und Gutt selbst klagte mir, dass der hohe Herr schon nach ein paar Wochen nichts mehr von dem sächsischen Unterhaltungen wissen wollte. Er hat auch Jahrzehnte später als Bischof, abgesehen von ein paar Redensarten, das Sächsische nie erlernt.

Selbst die Anhänger konnten zuweilen das Bedauern nicht unterdrücken, dass das junge Stadtpfarrerpaar bei seinem grossen Einkommen nur ein Kind besaßen. War doch das Zweikindersystem bei uns Sachsen zur grössten völkischen Gefahr geworden, dem seine Führer mit gutem Beispiel steuern mussten. Auch hiezu schien Glondys gleich bereit und eines Tages hörte man, er habe vorläufig eine Vollwaise in sein Haus genommen mit der Absicht, das kleine Mädchen zu adoptieren. Wenige bekamen das Kind zu Gesicht, ich selbst nie, obgleich ich wahrlich genug in dem Stadtpfarrhause weilte, man hörte bloss, dass das Kind die neuen Eltern mit Herr und Frau Stadtpfarrer anreden musste und später einmal, dass es überhaupt wieder verschwunden sei.

Doch auch die Geschichte und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen interessierten Glondys höchstens insoweit, als sich ab und zu aus ihnen ein effektvolles Bild zur Ausschmückung seiner Reden herausfischen liess; ich bezweifle sogar, dass er die in jedem besseren Haus befindliche "Sachsengeschichte" je wirklich zu Ende gelesen hat. Seine Freunde, auch ich, waren beflissen, ihm immer neue Bücher und Bilder über sächsisches Wesen heranzuschleppen, doch ich merkte bald, dass ihn all dies näher nicht berührte. Es ist ihm fremd geblieben bis zu seinem Tod. Aber als Sprungbrett für höhere Posten war ihm die auch im Reich angesehene (Stadtpfarrerstelle Kronstädter) gut genug. Zunächst musste er allerdings jahrelang gutsächsisch tun. Und so schwang er sich sogar zu einem Gedicht auf, und dessen Vertonung, mit dem Kehrreim "Mein Sachsenland, dir bleib ich treu". Wie Frä. Zay mich aufmerksam machte, stellte es sich allerdings als die Abwandlung eines wenig bekannten älteren Heimatliedes in deutschen Lesebüchern heraus und als es keinen Erfolg hatte, liess er es nach mehreren Versuchen mit Volksschullehrerchören wieder verschwinden. Egozentrisch nur sich sehend, in ewiger Jagd nach Aufsehen und Beifall, beging er dann auch wieder verhängnisvolle Fehler, indem er in seiner verdrossenen Ungeduld, ruhig in seiner Studierstube sitzen blieb, als z.B. das alljährliche Gustav-Adolf-Hauptfest vor den Toren unserer Stadt, diesmal in Zeiden, abgehalten wurde und vor allem unsere geistlichen Würdenträger aus Nah und Fern herbeigeeilt waren, so dass die Abwesenheit gerade des Kronstädter Stadtpfarrers allgemein auffiel. Er erklärte dies - wenn ich mich recht erinnere - mit einem formellen Versehen bei der Einladung. Noch mehr aber schädete er sich bei seinen Kronstädter Gegnern durch die verschleierte, aber scharfsichtigen Beobachtern ganz offenbare Bekämpfung des grössten Festes der Kronstädter und der Sachsen überhaupt, des Honterusfestes. Was dies für uns bedeutet, habe ich sowohl in der "Stadt im Osten" wie im "Büffelbrunnen" so eindringlich geschildert, dass ich mir hier eine Wiederholung ersparen kann. Dass Glondys für sächsische Gustav-Adolf-Feste damals nicht viel übrig hatte, erkläre ich mir /nach späteren Erfahrungen/ aus seiner Überlegung, dass bei einem solchen Fest die besten sächsischen Redner versammelt waren, alle ihm in einem Punkte: in der Kenntnis der sächsischen Volksseele überlegen, und wenn er trotzdem sicher auch da seinen Mann gestellt hätte, so war er doch nur ein glänzender Redner neben anderen. Wenn er sich gerne einem der etwas anstrengenden Honterusfeste vom frühen Morgen bis späten Abend entzog, so aus dem Grunde, weil dies in erster Reihe ein Fest aller Schulanstalten und aller Vereine war, bei dem auch dem Stadtpfarrer neben anderen eine ehrende Rolle zufiel, aber der offizielle Veranstalter und Leiter des Festes, der natürlich auch die ganze Arbeit der Vorbereitung und Durchführung mit fast zwanzig Unterausschüssen zu leisten hatte, war der Rektor der Honterusschule. Dazu kam, dass dieser Rektor nicht ein trockener Schulmann, sondern ein von diesem Fest wirklich trunkener Dichter war, der in knappster Weise seine künstlerisch gemeisselten, dem hiesigen Fleckchen Erde entsprungenen Bilder bei der Morgenandacht vor dem Auszug oder bei der einsamen Honterusquelle im Walde frei ausschmettete und - es klingt unbescheiden wenn gerade ich es hier sage - einen solchen Eindruck machte, dass mir noch nach Jahr und Tag ehemalige Zuhörer

Vu dem

ganze Stücke der einmal gehörten Rede auswendig hersagen konnten und ich noch nach zehn Jahren solche Kurzreden ohne einen Strich zu ändern in meine Romane aufnehmen konnte, wie wenn sie erst kürzlich entstanden seien. Es ist mir nie im Traum eingefallen, mich mit Glondys als Redner zu messen und ich bin nie als Redner neben ihm aufgetreten, wenn mich nicht amtliche Verpflichtung dazu zwang. Dass er aber auf diesem Gebiet keinen anderen, auch bescheideneren Mitläufer duldete, hatte mir schon das Beispiel des Predigers Scherg, der auf seine Weise auch ein vorzüglicher Redner war, gezeigt. Ich erinnere mich noch eines krassen Falles, als ich bei dem Festmahl zu Ehren des neugewählten Stadtparrers von Hermannstadt Friedrich Müller im Auftrage meiner Kollegen dem ehemaligen Professor der Honterusschule die Glückwünsche der Kronstädter Lehrerschaft aussprach. Ich tat das wieder mit einem kleinen poetischen Bild, das seltsam abstach von den vorausgegangenen Predigtönen. Kaum hatte ich geendet, als Glondys dem Hermannstädter Festordner über den Tisch zurief: er ziehe seine Meldung als Redner zurück. Auf dessen verwundertes "Warum?", antwortete er kurz: "Weil der Kronstädter Stadtpfarrer v o r einem Schulleiter das Wort zu erhalten hat." Darauf der Festredner: "Sie haben sich aber erst n a c h dem Rektor gemeldet!" Glondys antwortete mit einer wegwerfenden Geste und verliess bald darauf die Festtafel. Das war für mich wieder ein Warnungszeichen.

Könne.

Bei dem Honterusfest gab es auch einen Wetterausschuss, der am Vorabend des Festes die Entscheidung zu fällen hatte, ob das Fest am nächsten Tage stattfinden werde. Wenn nun der wetterkundige Professor oder die vom Festplatz zurückgekehrten Bodenprüfer nur irgend ein Bedenken äusserten, war Glondys sofort für die Absage. Es gab dann zuweilen harte Zusammenstösse, insbesondere seit Dr. Waldemar Gust, ein entschiedener Gegner des Czernowitzer Wundermannes, die Vereine in diesem Ausschuss vertrat. Liess Glondys die unvorsichtige Äusserung fallen, es sei gar nicht erwünscht, j e d e s Jahr dieses Riesenfest abzuhalten, da sonst seine völkische Wirkung sich immer mehr abnütze, flugs war Dr. Gust mit der Antwort zur Hand: Wir müssten im Gegenteil in unserem harten Daseinskampf jährlich zwei, drei solcher nationaler Feste abhalten, um die Lust zur Zahlung der stets wachsenden Kirchensteuern nicht zu verlieren. Überhaupt das Volk f o r d e r e durch ihn, Dr. Gust, sein Honterusfest! Wenn dann der Stadtpfarrer sich derartige anzügliche und drohende Redensarten energisch verbat, mussten die übrigen Anwesenden eingreifen, um Beschimpfungen beiderseits zu verhindern. Nein, das Honterusfest, das Mitschwingen mit den Volksmassen und selbstlose Aufgehen in einem alle umfassenden völkischen Gefühl, war diesem international ausgerichteten wendigen Europäer eine sehr unangenehme Geschichte, wenn er auch zu klug war, um dies offen zu zeigen.

Bei einer Plauderei erfuhr ich dann zwei Tatsachen, die mir vieles in seinem Charakter und ganzen Wesen erklärten: erstens Glondys ist in seiner Jugend Katholik gewesen und zweitens, er hat bis zum Besuch der Hochschule geschwankt, ob er Pfarrer oder Schauspieler werden solle? Diese zwei Tatsachen hat er, was ich hier ausdrücklich bemerke, auch anderen Bekannten und Freunden ohne weiteres mitgeteilt gleichsam als Beweis für seinen selbständigen Charakter und zugleich für die k ü n s t l e r i s c h e Auffassung seines geistlichen Berufes, für die er Verständnis und Anerkennung forderte. Schauspieler oder Pfarrer? Das ist der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen!

Man darf nie vergessen, welch furchtbaren Kampf es gekostet hatte, um diesen, fast möchte ich sagen für sächsische Verhältnisse "Exoten" als Kronstädter Stadtpfarrer und Nachfolger eines Honterus durchzusetzen. Der Donnerstag-Kreis mit Architekt Albert Schuller als Kriegshauptmann, Artur Polony als geschäftigem Diplomaten an allen Bistischen und Samuel Schiel als grosszügigem Geldgeber hatten dies Kunststück zustande gebracht. Schuller als kluger, vielseitig erfahrener, rücksichtslos energischer Mann hielt eine so stramme Disziplin in seinem Heerhaufen, dass bei seiner geistigen Überlegenheit und Derbheit kaum jemand zu mucksen wagte. In seinem Notitzbüchlein hatte er jedes Mitglied unserer Körperschaften ~~angemerkt~~ vermerkt mit dem Grad ihrer Zuverlässigkeit und er fand, wenn man die Stimme eines störrischen Gemeindevertreters brauchte, immer wieder einen Weg, um ihn durch zweite und dritte Vermittler herumzukriegen. Da mit Herfurth auch eine ängstlich sparsame, jede Neuerung scheuende Wirtschaftspolitik der Gemeinde zu Grabe gegangen war, kam dem ehrgeizigen Architekten ein Mann wie der unbeschwerte Fortschrittler Glondys gerade zurecht, um ein reiches Bauprogramm der Honterus-

gemeinde zu verwirklichen. Eine ganze Reihe von Wohltätigkeitsanstalten, Schulen und Kinderheimen wuchsen im Laufe von zehn Jahren aus dem Boden, deren Durchführung natürlich Schuller übertragen wurde und der so in die Lage kam, auch Parteigenossen, Baumeister, Handwerker und Kauflleute bei dem plötzlich so reich fliessenden Geldstrom der Kirche zu beteiligen. Alle Güter Toter Hand sollten in lebendige Lebensspender umgewandelt werden. Dagegen war nichts einzuwenden. Denn wenn auch bei den zahlreichen Kronstädter Architekten die Bauleitung immer wieder in Schullers Hände kam, so gebührte ihm dies Recht, weil er neben gleich befähigten doch der Ältere und erfahrener war; nur die taktisch schlaue Mitbeteiligung von Leuten, die ihm genehm sein mussten, gab zuweilen böses Gerede. Der junge Stadtpfarrer aber konnte jetzt auch mit Werken seinen Tatendrang stillen, da er nicht nur im Presbyterium, das Schuller und Polony regierten, die meist entscheidende Genehmigung zu geben, sondern auch jeden Weiheakt zu vollziehen hatte, wobei man ihm in der "Kronstädter Zeitung", die ebenfalls Schuller und Polony regierten, gerne dann auch das schöpferische Verdienst zusprach, wenn er nicht einmal den Gedanken zu den Neugründungen gefasst, geschweige an der Arbeitslast entsprechend mitgetragen hatte. Um ihn bei der sächsischen Stange zu halten und immer mehr in die sächsische Volkspolitik hineinzuziehen, lenkten Schuller, Polony und Schiel seinen Blick schon frühe auch auf den höchsten Posten, den das sächsische Volk zu vergeben hatte, auf das Bischofsamt. Das war allerdings ein Unternehmen, das Jahre systematischer Vorbereitung brauchte und auch dann musste man obendrein auch noch Glück haben. Darum verhehlten sie ihm auch nicht, wenn er Fehler in der Kirchenpolitik begangen hatte, z.B. bei der öffentlichen Züchtigung Schergs oder bei der Bräuterei der Gustav-Adolf-Leute. Und Frau Glondys war klug genug, ihnen beizustimmen. Vor allem aber schien es Schuller und Genossen von grösster Wichtigkeit, alle ausbrecherischen Neigungen ihres Apostels, seine gelegentlichen Andeutungen von einer ihm winkenden Professur in Deutschland oder einem hohen Kirchenamt in Österreich auf das energischste zu bekämpfen. Denn sie mussten sich selbst sagen: wenn ihr Messias, den man mit Gewalt durchgesetzt und ihm hier einen so schönen, angenehmen und für die Kirchengemeinde so kostspieligen Wirkungskreis geschaffen hatte, plötzlich aus Ehrgeiz oder Laune, trotz der hundertmaligen Versicherung "Mein Sachsenland, dir bleib ich treu", einem fremden Ruf folgte, dann war das nicht nur eine beispiellose Blamage für sie, sondern bedrohte auch ihre ganze Herrschaft in der Monterusgemeinde, da dann die alten Zweifler und Widersacher, die man bei der Wahl mit Mühe niedergeknüppelt hatte, wieder aufstehen und jetzt auch ein Sündenregister vorzeigen konnten. Die Leute erzählten sich zwar gar manches, aber für jedermann zu sehen war die Tatsache, dass der Stadtpfarrer mit der Zeit anfang, seine Predigten immer seltener zu spenden. Eigentlich sollte er fast jeden Sonntag predigen, dann aber zog er sein Stadtprediger öfter und öfter heran und schliesslich predigte er einmal im Monat, schonte sich wie eine Primadonna ihre Goldkehle, dass die Leute unruhig wurden und Schuller in seiner derben Art dem streikenden Pfarrer-Künstler als bittere Medizin vorhielt, wenn das so weiter gehe, komme, wie er ausgerechnet habe, eine der kostbaren Predigten von Glondys die Monterusgemeinde auf so und so viel tausend Lei zu stehn und das werde sie auf die Dauer nicht aushalten. Auch rügte er bei dieser Gelegenheit, dass Glondys sich zum Stoff seiner Predigten auch Goethes "Prometheus" oder Nietzsches "Übermensch" wählte, denn wenn man auch von unserem geistlichen Führer auch hier tiefschürfende Belehrung erhalte, sei es doch etwas fatal, Goethe und Nietzsche wie Schulbuben abgekanzelt zu hören. Ich war auch in beiden Predigten anwesend gewesen, hatte mitangehört, wie Glondys von den eigentlichen Prometheus-Problemen eine vollständige Unkenntnis verriet und ich wusste aus seinem eigenen Munde, dass er damals von Nietzsche bloss Teile aus dem "Zarathustra" kannte - das hinderte ihn nicht, auch diese zwei Weltgedichte zu Effekten zu verarbeiten und meinen Gymnasiasten, die es anders wussten, den Kopf zu verwirren.

Dem Drängen so vieler Bewunderer, er möchte doch eine Sammlung seiner Predigten in Druck herausgeben, widersetzte er sich die längste Zeit hindurch mit geradezu befremdender Zähigkeit, auch den Zeitungen überliess er nur höchst ungern einzelne Bruchstücke zum Abdruck; schliesslich hat er dann doch einige Predigten zu einem Büchlein vereinigt, das aber, früher so stürmisch gefordert, jetzt bald sang- und klanglos wieder verschwand - denn die Leser erlebten eine ebenso

grosse Überraschung wie Enttäuschung: All das Feuer, all der hinreissende Schwung, all die Verückung, das Donnern und Blitzen auf der Kanzel, die eingelegten spannenden Pausen, die in allen Lagen vibrierende Stimme - wo waren sie hin? Hier lagen ein paar theologische Abhandlungen, deren geistiger Gehalt den Durchschnitt von Predigten kaum übertraf. Das wusste auch der Verfasser. Die Vereinigung von Pfarrer und Schauspieler war nur auf einer Bühne, auf der Kanzel, möglich. In dem Buch musste der Mimiker und Stimmkünstler notwendig wegfallen. Ich erlebte aber auch eine noch grössere Überraschung. Ich hätte es früher nicht für möglich gehalten, dass man Ekstase und Verückung auch auf Eis legen und jederzeit nach Belieben hervorzaubern könne. Einst hörte ich Glondys in der Stadtpfarrkirche, wie er eine Predigt etwa mit den folgenden Worten begann: "Als ich, meine Andächtigen, gestern Abend in meinem Stübchen überlegte, welchen Text ich meiner heutigen Predigt unterlegen solle, als mit wieder die ungeheure Verantwortung auf die Seele fiel, die jeden Verwalter und Deuter von Gottes Wort zuweilen in Angst und Schrecken setzen kann, da fiel ich vor dem Kruzifix des Tisches auf die Kniee und flehte: Hilf, Herr! Gib mir Kraft und Erleuchtung!" Acht Tage später hatte ich amtlich in Hermannstadt zu tun und besuchte auch hier den Gottesdienst, da Glondys als "Gastprediger" angekündigt war. Der schlanke, gut gewachsene Mann mit seinen scharfen, eckigen Zügen und dem bleichen Mönchsgesicht in dem schwarzen Ornat blickte zuerst lange wie traumverloren über die enggedrängten Reihen der Zuhörer hin, dann kam es langsam, abgebrochen, wie suchend und ringend: "Als ich - meine Andächtigen - gestern Abend in meinem Stübchen überlegte -" und die ganze Kronstädter Predigt, die ich noch frisch im Gedächtnis hatte, bekamen nun auch die Hermannstädter mit winzigen Abänderungen, so weit sie örtliche Verhältnisse erforderten, zu hören. Nicht genug. Der Zufall wollte es, dass mir nach zehn weiteren Tagen das Bistritzer Ortsblättchen in die Hand fiel, das ausführlich über die Gastpredigt berichtete, die Glondys nach Hermannstadt auch in Bistritz gehalten hatte: "Als ich - meine Andächtigen - gestern Abend" usw. Kurz, der Trick, den gewisse Blender unter den Rednern anwenden, um bei den Zuhörern den Anschein zu erwecken, als ob ihnen erst auf der Kanzel selbst die wohleinstudierten Sätze gleichsam mit göttlicher Begnadung zufielen, ein Schauspiel, das ich herzlich satt war. Über den Menschen Glondys war mein Urteil längst gefällt. Doch ich musste meiner Aufgabe als Schulleiter genügen, musste das grosse Vertrauen, das mir schon in jungen Jahren die Gemeinde durch die Wahl zum Direktor von gleich drei Schulanstalten bewiesen hatte, durch energische Aufbauarbeit rechtfertigen, und ich musste vorsichtig lavieren, um bei der schmachvollen Abhängigkeit, in der man damals Lehrer und Schulleiter hielt, mein Schiffelein durch alle Klippen hindurch zu steuern. Ich konnte meine Kräfte nicht in den tagtäglichen Parteigeplänckeln und Katzbalgereien an den Biertischen verzetteln, ich wollte arbeiten, schaffen, reformieren! Aus dem Donnerstag-Kreis, für den der neue Stadtpfarrer Fahne und Fundament seiner ganzen Existenz geworden war, hatte ich mich immer mehr zurückgezogen und gelegentliche kritische Bemerkungen, die ich Mitgliedern dieser engverbrüderten Sturmschar machte und die durch Dr. Polony, wie ich merkte, auch Glondys hinterbracht wurden, bewirkten es, dass man begann, mich in diesem Kreise mit misstrauischen Augen zu betrachten. Immerhin war das Verhältnis noch leidlich, ich ging meinen eigenen Weg und man liess mich noch ungeschoren. Ich konnte sogar /und musste/ in Erwiderung mehrerer Einladungen einmal auch die Führer des Donnerstag-Kreises mit Glondys zu einem kleinen Imbiss in mein neues Gartenhäuschen laden und hoffte sie hier mit einem Kapitel meines eben entstehenden Romanes "Die Stadt im Osten" zu überraschen. Wie brannte ich auf die ersten Urteile, wusste ich doch, welch ein Wagnis es war, meinen Kronstädter Mitbürgern lebendige Geschichte der jüngsten Vergangenheit in dichterischer Prägung vorzusetzen. Man kostete mit Behagen von der neuen Speise und kargte nicht mit Beifall und Ermunterung. Ein Jahr später erschien der Roman zum ersten Male in der neugegründeten Hermannstädter Buchgilde. Die Wirkung war so fürchterlich, als sei zwischen uns Kronstädter Sachsen ein mit stinkenden Gasen gefüllter Komet niedergegangen, um mit seinem Unrat vor allem den vergötterten Stadtpfarrer zu beschmutzen. Polony war es, der diese Entdeckung machte und sofort auch allen Bundesgenossen den Star stach. Er hatte mich zurückhaltenden Aussen-seiter schon lange argwöhnisch belauert, er konnte darauf hinweisen,

dass ein paar Nebengestalten des Romans tatsächlich in Kronstadt gelebt hatten, also war das Ganze ein Schlüsselroman und der Held Harald Hofer musste dem Stadtpfarrer Viktor Glondys entsprechen. Diese Schreckenskunde ging von Mund zu Mund und plötzlich fand ich mich wie von lauter Eismauern umgeben - bis auf vereinzelte unentwegte Stimmen, deren ich dankbar auch heute gedenke. Dieser Roman war meine erste grosse dichterische Leistung, mein bestes Können hatte ich in ihm dichterisch geballt, zum ersten Maleühlte ich mich mit Selbstbewusstsein als geborener Künstler - oder ich war ein eingebildeter Narr. Wie verfehlt ging ich einher, selbst meine Familie hatte unter dem höhnischen Klatsch zu leiden. So wenig wie ein Maler, der in einem grossen Gemälde Einzelstudien nach dem Leben unbedenklich verarbeitet, hatte ich in meinem dichterischen Rausch bedacht, dass sich eines Tages die lebendigen Träger eines Charakterzuges oder eines körperlichen Merkmales als ehrliche Besitzer melden könnten. Jetzt wollte plötzlich jeder Esel in dem Roman sein verzerrtes Ebenbild entdecken und mich zur Verantwortung ziehen. Polony und Genossen stellten sich das Entstehen eines Romanes gar zu einfach vor. Sie glaubten, es genüge, wenn ein Mensch mit einigem Wissen und guter Beobachtungsgabe interessante Mitbürger und ihre Schicksale einfach abmale und mit etwas Phantasie in ein spannendes Verhältnis setze. /Wobei sie übersahen, dass von meinem Helden Harald Hofer überhaupt nur die Kindheit und Jugend bis zur Stadtpfarrerwahl geschildert wird, während wir Glondys erst seit seiner Wahl zum Kronstädter Stadtpfarrer kennen, mir wenigstens hat er nie Erinnerungen aus seiner Jugendzeit anvertraut. / Diese stupide Auffassung als Schlüsselroman ist in Kleinstädten bei künstlerisch halbgebildeten Menschen stets unverändert geblieben. Jetzt nach zwanzig Jahren kann ich in aller Ruhe diese leidige Frage rückblickend auch einmal schriftlich behandeln:

Seit meiner Jugend hat es mich immer gereizt, ungewöhnliche Lebensverläufe zu verfolgen, mich in sie hineinzuleben und mit heisser Phantasie sie nachzuerleben. Ein typischer Charakterzug ist bei vielen begabten Siebenbürger Sachsen seit jeher ein zuweilen geradezu krankhafter und skrupelloser Ehrgeiz gewesen. Einen solchen Lebenslauf musste ich einmal auch dichterisch gestalten. An Stoff fehlte es mir nicht, denn schon aus Stadtpfarrer Herfurths Munde konnte ich bei meinen häufigen Besuchen als Schulleiter hundertmal kitzelnde Bemerkungen über seinen glücklicheren Wettbewerber um den Bischofsposten D. Friedrich Teutsch hören und tiefe Einblicke in die persönliche Kirchenpolitik hinter den Kulissen tun. Das war mir als jungem Mann und Seelenforscher spannender als jeder Roman. Teutsch war Bischof geworden und Herfurth musste sich mit dem zweiten Posten als Bischofsvikar begnügen. Doch eine leise Hoffnung gab er deshalb nicht auf, auch Bischöfe können jeden Tag sterben. Doch diese Hoffnung war ganz aussichtslos, denn in weiten Volkskreisen galt es als sicher, dass der künftige Bischof nur den Hermannstädter Stadtpfarrer D. Adolf Schullerus sein könne. Denn dieser war mit einer solchen Fülle geistiger Gaben ausgestattet, dass er seinen Schwager Teutsch mitsamt Herfurth weit übertraf. Durch einen Zufall wurde mir auch die Jugendzeit von Schullerus bekannt, ich wusste, dass er schon als Hochschüler in Budapest von dem Führerposten des sächsischen Volkes geträumt hatte und mit kitzelnder Neugierde verfolgte ich fortan seinen trotz der grossen Gaben nicht dornenlosen Aufstieg. Ich wünschte ihm den Sieg, denn er hatte mit seinen ungeheuren Arbeitsleistungen und seiner wunderbaren Verkörperung des hochgezüchteten Siebenbürger Sachsen das vollste Anrecht auf die Führung des sächsischen Volkes. Plötzlich, als sein Lebensziel schon ganz nahe, greifbar nahe ihm winkte, ergriff ihn eine heimtückische Krankheit, der er nach einigen Monaten erlag. An demselben Tage, als sich die Kunde von der Unheilbarkeit seiner Krankheit verbreitete, warf sich der junge Hermannstädter Schulrat Friedrich Müller /wie ich damals von seiner eigenen Frau hörte/ auf das Studium des griechischen Evangeliumtextes, um jederzeit eine Ordination zum Geistlichen mit Ehren bestehen zu können. Müller, ein Bauernjunge aus Langenthal, hatte als junger Kronstädter Gymnasiallehrer auch halb und halb dem Donnerstagkreise angehört. Da er ein grundgescheiter und nüchtern überlegender Mensch war mit grossen geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Kenntnissen, nahmen seine Freunde allgemein an, er werde einmal Abgeordneter oder gar Sachsengraf werden. Es war daher eine Überraschung, als er plötzlich religiöse Anwandlungen zeigte und bald mit Glondys, dem seine Freunde durch den Tod von Schullerus den Bischofsposten für sicher hielten, in einen wütenden Wettbewerb trat.

Mein Urerlebnis, um es so zu nennen, bei der Gestaltung des Romanes war also der sterbende Schullerus, der nach einem Leben voll stolzer Geistesstaten vom Tode um seinen Lohn betrogen wird. Das war, was mich wochenlang innerlich beschäftigte, eine Tragik, die ich voll auskostete. Sein *Schicksal* also, nicht etwa sein *Charakter*, dem ich kein böses Wort nachsagen kann. Als dann plötzlich und wider meinen Willen, mitten in grosser Schularbeit, der Funke sprang, boten sich mir wie von selbst drei Träger der Handlung: ein glänzender Hofprediger als Gegensatz zu einem realistisch nüchternen Gegenspieler und ein zwischen beiden stehender Beobachter ohne Ehrgeiz, aber mit brennender Volksliebe und der unerbittlich festgehaltenen Forderung der Charakterstärke. Alles, was sich in mir im Laufe der Jahre an Ingrimm über die liberalistische Verseuchung in unseren städtischen Kreisen angehäuft hatte, über die Vergreisung des Volkskörpers und den Zerfall in hundert egoistische Sondergruppen und Grüppchen, entlud sich jetzt und ich atmete auf, als ich mir diese Last von der Seele geschrieben hatte. Was war mit da ein Glondys bei der Schicksalsfrage des sächsischen Volkes! Gewiss sind einzelne Ausserlichkeiten auch von ihm in das Bild des Harald Hofer geraten, aber noch mehr, und zwar innere Züge, von einem anderen hochbegabten Ehrgeizling, dessen Aufstieg auf einem ganz anderen Gebiete ich um diese Zeit ebenfalls schmerzvoll miterleben musste. Glondys wäre mir nie wichtig genug gewesen zur Schaffung einer mich im Innersten aufwühlenden Gestalt, der Mangel jeglicher Volksverbundenheit machte ihn von vornherein unmöglich für einen siebenbürgisch-sächsischen Helden. Ehrsucht, Eitelkeit, glänzende Reden sind nur äusserliche Lappen, wenn dahinter nicht auch leidenschaftliche schöpferische Taten sei es im Guten oder Bösen stehen. So war ich anfangs fassungslos verblüfft, als ich hörte, ich hätte bloss in einem Pamphlet einige mir nicht zu Gesicht stehende Kronstädter Persönlichkeiten beschmutzt, und mein künstlerischer Selbsterhaltungswille sträubte sich nicht nur gegen diese niedrige Verleumdung, sondern ich beschloss zugleich, bei dem einzigen zuständigen Forum, bei den grössten lebenden deutschen Dichtern, Sprach- und Seelenkennern ein Urteil herauszufordern: liegt in der "Stadt im Osten" eine Hassschrift oder eine künstlerische Leistung vor? Ich war entschlossen, bei der Verwerfung meines Romanes nie wieder eine ~~dichterische Zeile zu schreiben. Dies Urteil von Künstlern und Gelehrten, von denen ich keinen einzigen kannte,~~ von denen ich aber wusste, dass sie mit Zusendungen von Dilettanten überschwemmt nur in seltenen Ausnahmefällen sich überhaupt zu einem Urteil bequemen, dies Urteil allein konnte mir massgebend sein. So sandte ich mit einem Bittbrief mein Buch an Leute wie Hans Grimm, Hermann Stehr, Paul Ernst, Rudolf Binding, Ricarda Huch, Wilhelm von Scholz, B.v. Münchhausen, Oswald Spengler, Eduard Spranger, Prof. Ewald Geissler, um nur einige zu nennen, und erbat mir zugleich die Erlaubnis, ihr Urteil veröffentlichen zu dürfen. Diese Urteile sind von der Hermannstädter "Buchgilde" dann auch veröffentlicht worden und ich kann mich rühmen, dass kein sächsischer Schriftsteller je eine ähnliche Bestätigung seines Könnens erhalten hat. Doch meine Gegner waren zähe und versuchten durch ihre Verbindungen und im Reiche lebende Kronstädter in mehreren untergeordneten Blättern den Roman als Pamphlet abzustempeln. Als auch das nichts half und Hans Grimms aufsehenerregende Besprechung in der Berliner Deutschen Allgemeinen Zeitung einen der bekanntesten Verleger veranlasste, sich telegraphisch das Verlagsrecht des Buches zu sichern, sollte nun ein grosser Schlag wenigstens in der engsten Heimat den Verfasser vor allen Leuten blossstellen.

Unserer alljährlichen Konfirmationsfeier pflegt am Vortage eine Art Prüfung der Konfirmanden in der Stadtpfarrkirche voranzugehen. Vor dem Altare steht der Stadtpfarrer und hält eine einleitende Ansprache an die mehr als hundert weissgekleideten Mädchen und schwarzgekleideten Knaben. Rechts und links vom Stadtpfarrer sitzen gedrängt die übrigen Geistlichen, die Mitglieder des Presbyteriums, die Schulleiter und Professoren. Hinter den Konfirmanden aber füllen die Eltern, Taufpaten, Verwandten und Bekannten die Kirche. Feierliches Orgelspiel erklingt, die brennenden Kerzen auf dem Altar flackern, eine festlich erregte Stimmung durchzieht die von Erinnerungen getränkte mächtige Halle. Da beginnt der Stadtpfarrer Glondys mit einer in der "Stadt im Osten" geschilderten Konfirmationsszene, wo ebenfalls junge Menschen im Pubertätsalter, von den letzten Lebensfragen noch hin und her geworfen, nach Wahrheit und Klarheit ringen. Und da prasseln nun wie Eisschauer vernichtende Worte über derartige Glaubensschwächlinge und nicht weniger über ihren Erzieher und Schilderer. Ein

wirklich effektvolles Gericht und der feierliche Raum mit der feierlichen Handlung der geeignete Ort für derartige Auseinandersetzungen. und die Schüler und Schülerinnen des Rektors die geeignetsten Zuhörer, um ihren Rektor vor ganz Kronstadt auszupredigen. In der Kirche kann man niemand antworten /heute frag ich mich allerdings: warum denn nicht?/, ich dachte an Stadtprediger Scherg, entfernte mich bei der ersten passenden Gelegenheit und schrieb zu Hause nicht nur eine erbitterte Zurückweisung dieses Überfalles, sondern auch eine Richtigstellung seiner jesuitischen Behauptungen. Ich erhielt als Antwort ein paar kühle Zeilen mit der Bemerkung: ich hätte seine Ansprache vollkommen missverstanden. Diese Blossstellung wurde von den Donnerstagleuten als ganz gerechtfertigt angesehen, und obwohl es mir auch an Freunden in der Kirchengemeinde durchaus nicht mangelte, gelang es ihnen doch so manchen Unwillen zu dämpfen, denn der Roman hatte mit seiner rücksichtslosen Wahrheitsschilderung auch unter meinen Freunden und Verwandten vielfach nur befremdend gewirkt. Man zuckte die Achseln: der Rektor hat es sich selbst zuzuschreiben, was schreibt er auch so greuliche Bücher. Ich liess mir nichts anmerken, tat nach wie vor meine Pflicht, ich besass jetzt Zeugnisse, die mir die Berufung zu künstlerischer Betätigung verbürgten. Glondys, den ich dienstlich immer wieder aufsuchen musste, tat auch, als sei von ihm aus nichts Besonderes geschehen, ja bald suchte er wieder ~~mit~~ auch mit wärmeren Tönen den Vorfall in der Kirche zu verwischen. Ein grosser Menschenkenner war er nicht, denn scheinbar hielt er auch mich für eine der Bedientenseelen seiner näheren Umgebung, die sofort zusammenknickten, wenn er manchmal in herrischer Überheblichkeit auch seine nächsten Freunde nicht schonte. Zur Ehre meiner Mitbürger sei es gesagt, dass es in der Honterusgemeinde auch Männer gab, die, unabhängig von mir, auch schon früher Glondys gegenüber einen ablehnenden Standpunkt einnahmen. Da war der kraft seines schroffen Charakters und seines grossen Vermögens sehr angesehene Führer einer politischen Gruppe Dr.med. Wilhelm Depner und sein Gegenspieler, der, nicht weniger zäh, politisch für eine Erneuerung unseres Volkes kämpfte, Dr. Waldemar Cust, da waren fast ausnahmslos die Kollegen der Anstalten, die ich nach einander leitete, unter ihnen der geistig überaus rührige, pensionierte Professor Heinrich Schlandt. Dieser war fortwährend auf der Jagd nach getarnten Charakterfehlern und konnte monate- und monatelang mit unheimlichem Fleiss in unseren Tagesblättern und in den Akten der verschiedensten Behörden einer Spur nachgehen, um schliesslich in einer geschlossenen Beweiskette einen getarnten Ehrgeizling oder Eitelkeitsaffen, der im öffentlichen Leben eine Rolle spielte, zu entlarven.

Als Glondys einmal, erfrischt von seinem Sommerurlaub, mich in Schulangelegenheiten wieder empfing, warf er in bester Laune herausfordernd die Bemerkung hin, der Universitätsprofessor X habe ihm in vertraulichem Gespräch versichert, Glondys könne einmal sein Kollege an der Universität werden. Dieses harmlose, unverbindliche Kompliment entzündete ihn derart, dass er mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab gehend die Möglichkeiten eines solchen Berufswechsels erwog, als ob er seine Ernennung schon in der Tasche habe. Einige Tage später kreiste in Kronstadt schon das Gerücht, wir wären in Gefahr, unseren Stadtpfarrer zu verlieren. Wie sich die Donnerstagleute mit dieser Schreckenskunde abfanden, besser gesagt, wie sie Glondys abfanden, entzieht sich meiner Kenntnis, das aber weiss ich, dass sie fortan mit verdoppelter Anstrengung seinen Ehrgeiz auf das sächsische Bischofsamt lenkten. Gustav-Adolf-Feste durften nicht mehr versäumt werden, Gastpredigten in allen zehn Kirchenbezirken, die den Bischof zu wählen hatten, mussten öfter erfolgen, um sich den Wählern bekannt zu machen, landeskirchliche Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung wie die trostlose Lage unserer Pensionsanstalt oder die religiöse Fortbildung unserer Geistlichen, musste der Kronstädter Stadtpfarrer einmal energisch aufrollen, um den lauen Hermannstädtern und dem ganzen Sachsenvolk zu zeigen, dass auf der Kanzel des Honterus wieder ein feuriger, weitblickender Reformator stand. Rückfälle in die Träumereien von der Flucht in ein rauschendes internationales Kulturleben des Westens gab es allerdings, und da mussten schon grosse Belohnungen den kostbaren Goldvogel wieder an das abseits liegende Ländchen "Jenseits der grossen Wälder" fesseln. So z.B. veranstaltete einmal der Millionär Samuel Schiel dem Stadtpfarrer zu Ehren eine mehrwöchige Reise nach Amerika auf erstklassigem Dampfer mit allem Luxus der Verpflegung in den verschiedenen Städten, ohne dass Glondys und seine Frau einen eigenen Heller auszugeben hatten.

Ein solcher Rückfall war es, als sich wieder einmal das Gerücht verbreitete, Glondys habe die grösste Aussicht, Superintendent /Bischof/ ~~zu werden~~ der evangelischen Kirche in Österreich /Wien/ zu werden. Besonders Besorgte wussten auch schon zu erzählen, dass die Unterhandlungen in vollem Gange seien. Aber mein guter Professor Schlandt witterte Unrat und richtete an den Leiter des Wiener Kirchenamtes kurz entschlossen eine Anfragē: ob es wahr sei, dass die Kronstädter Gefahr liefen, ihren Stadtpfarrer zu verlieren? Worauf prompt die Antwort kam: in Wien sei von einer derartigen Gefahr nichts bekannt. Dies Ergebnis konnte auch Glondys kein Geheimnis bleiben und er zitierte Schlandt zu einem Verhör, bei dem es denn tüchtig geblitzt und gedonnert hat.

Doch nun ging es mit vollen Segeln auf das Ziel los, zu dem sich Glondys nach mehreren fruchtlosen Versuchen, draussen in der grossen Welt emporzukommen, endgültig entschlossen hatte: der Hermannstädter Bischofssitz war vielleicht doch noch am leichtesten zu erobern, da sein Inhaber, Bischof Friedrich Teutsch, sich dem 80. Lebensjahr näherte und als Nachfolger von ihm, ein höchst seltener Fall, nur einige zwar hochbegabte, aber zu junge Anfänger auf theologischem Gebiet vorhanden waren, wie z.B. Friedrich Müller oder der Mediascher Gymnasialdirektor Dr. Hermann Jekeli oder gar der Kronstädter Filialprediger Wilhelm Staedel, der Abgott der fortschrittlichen Jugend. Mit aller Energie warf sich Glondys jetzt auch auf die Arbeit. Bei seinem von keinerlei Traditionen beschwerten Blick, bei der Wendigkeit, die er sich in verschiedenen Ämtern in der Bukovina erworben hatte, fiel es ihm gar nicht schwer, in dem Gestrüpp unserer kirchlichen Bürokratie wiederholt einen gangbaren Weg zu finden und in dem Meinungsstreit Sieger zu bleiben. Das Glück lächelte ihm, denn da nur alte verbrauchte oder ganz junge, noch unerprobte Geistliche für die Vorstufe des Bischofsamtes, den Vikarsposten, vorhanden waren, gelang es dem Werbefeldzug der Donnerstagbrüder diesen wichtigen Posten für ihren Führer im Sturm zu nehmen, ein Ergebnis, mit dem ich mich bei der damaligen Sachlage von vornherein abgefunden hatte, allerdings mit der gleichzeitigen Erwägung: Zeit gewonnen, alles gewonnen! In ein paar Jahren werden die Jungen schon ganz ernstlich für den Bischofsposten in Betracht kommen, denn Sachsenbischof darf Glondys nie werden! Auch dann nicht, wenn ich ihn durch seine Versetzung nach Hermannstadt endlich los würde. Denn ich war ein zu guter Menschenkenner, um in der Maske unbekümmerter Gleichgültigkeit, die mein gestrenger Vorgesetzter nach dem Vorfall in der Kirche mir gegenüber aufsetzte, nicht manchmal auch einen stechenden Blick, ein höhnisches Zucken um den Mund zu bemerken, in dem der Grimm über meine gleichfalls zur Schau getragene Gleichgültigkeit, über meine Verblendung und Widerspenstigkeit aufblitzte. Dazu kam, dass es ihm in vielen Jahren nicht gelungen war, auch nur ein Buch im Reich herauszubringen, während mir, ohne jede Verbindung mit Reichstellen, die, wie er glaubte, für alle Ewigkeit in Acht und Bann getane "Stadt im Osten" nach seiner Verdammung die Silberne Medaille der Deutschen Akademie in München und den Schrifttumspreis des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Berlin eintrug. Es klingt lächerlich und trotzdem behaupte ich, dass Glondys und seine Freunde diese und die späteren noch viel grösseren Auszeichnungen direkt für eine Frechheit und Herausforderung von mir ansahen und mir von nun an, wo sie nur konnten, meine Schularbeit versalzten, um mich doch noch zur Unterwerfung zu zwingen.

An meiner Honterusschule war eine Lehrstelle vertretungsweise vorläufig für ein Jahr zu besetzen. Es bewarb sich um sie ein stellenloser Professor, Dr. Gustav Graef, über den dunkle Gerüchte in der Stadt kreisten. So z.B. liebte er es, in Mondscheinnächten ganz nackt im Stadtgraben Geige zu spielen und dazu zu tanzen. Er war ein Schässburger und musste schon frühe krankhafte Anwandlungen gezeigt haben, denn er fand nur an der Kronstädter magyarischen Realschule einen Unterschlupf. Doch als man ihn hier näher kennen lernte und er nach einem Zusammenstoss mit seinem Direktor diesen mit dem Revolver bedrohte, verlor er die Stelle wieder und fristete jetzt sein Leben durch den Verkauf einer Hymne an den damaligen König Karl II., die er gedichtet und vertont hatte und selbst von Haus zu Haus vertrieb. In der ganzen Stadt galt er für verrückt und gefährlich, da er ständig einen geladenen Revolver bei sich trug. Ein bedauernswerter Mensch, der auch den Weltkrieg mitgemacht und von dem ich in der "Kronstädter Zeitung" packende Kriegsszenen gelesen hatte, von denen niemand vermutet hätte, dass sie ein

Geisteskranker geschrieben habe. Dieser Dr. Graef kannte von früher her unseren Dr. Polony und da er wusste, dass dieser eine grosse Rolle im Donnerstagabend wie im Presbyterium spielte, machte er sich mit der Schläue so mancher Geisteskranken an ihn heran und verstand es, mit seiner hündischen Unterwürfigkeit ihn so für sich einzunehmen, dass dieser es in seinem Kreis durchsetzte, mit dem nicht unbegabten Unglücklichen noch einen letzten Versuch an der Schule zu machen. Alle meine Aufklärungsversuche waren vergeblich, ich konnte sie nicht mit handgreiflichen Beweisen belegen. Auf mich hatte Graef bei seiner Vorstellung gleich den Eindruck eines Verrückten gemacht; Glondys, bei dem er sich auch vorgestellt hatte, und Polony wollten davon nichts wissen. Ein bekannter Arzt hielt mich auf der Strasse an: "Sie sollen ja da einen Paranoiker in Ihr Kollegium bekommen?" "Warum", erwiderte ich, "sagen Sie das nicht unserem Presbyterium und seinem Vorsitz?" "Ich kann mich in diese Angelegenheit nicht hineinmischen. Aber hüten Sie sich, er soll jeden anschiessen, der ihm entgegentritt." Graef wurde gewählt, das aufregendste Schuljahr in meinem Leben begann.

Ich suchte zunächst kameradschaftlich den neuen Kollegen in die verwickelten staatlichen Vorschriften über den Schulbetrieb einzuführen - sie waren damals so strenge, dass drei Verweise an die Anstalt genügten, um sie zu sperren. Ich war Graef behilflich, sein Ansehen vor den Schülern zu verteidigen und ersuchte alle Kollegen um ihre Unterstützung. Ich musste bald einsehen, dass alle meine Versuche Erbsen an die Wand waren, dass jede Schulstunde bei Graef sich zu einer Zirkusstunde auswuchs, dass in unseren amtlichen Büchern über Abhaltung der Stunden und Notenverteilung, die von den zahlreichen staatlichen Inspektoren immer zuerst durchgeprüft wurden, die Eintragungen von Dr. Graef tagtäglich richtig gestellt werden mussten. Denn gegen das strenge staatliche Verbot nahm er in den Noten fast täglich Änderungen mit Rasur vor und fälschte gute Noten von Schülern, die ihn geärgert hatten, nachträglich in schlechte um. In den Unterrichtsstunden konnte er manchmal eine Viertelstunde vor sich hinbrüten, während die Schüler laut vergnügt Karten spielten, er war imstande, Vorzugsschülern, bloss weil sie bei einem seiner grössenwahnsinnigen Aussprüche den Mund verzogen, einen Einser, die niedrigste Note, als angebliche Beuteilung einer Antwort in das Klassenbuch einzutragen. Auf die massenhaften Klagen über seine sinnlose Willkür überzeugte ich mich selbst durch oftmaligen Besuch seiner Stunden. Und als er merkte, dass ich nicht nachliess, ihn zur Erfüllung seiner Pflichten unerbittlich anzuhalten, sammelte sich ein derartiger Hass in seinen kugelharten Augen, ballten sich derart seine kräftigen Fäuste, dass ich jeden Augenblick gefasst sein musste, er werde mir an die Gurgel springen. Natürlich machte ich wiederholt Anzeige über die krassesten Fälle bei unserem kirchlichen Schulaufscher, dem Stadtpfarrer, und bat um sein Einschreiten. Endlich bequeme er sich, an einem Vormittag in unserer Anstalt zu erscheinen und eine halbe Stunde in einer Geschichtsstunde Dr. Graef zuzuhören. Als er sich hernach von mir verabschiedete, bemerkte er bloss: "Die Klagen über Graef sind mir rätselhaft. Die Schüler waren mäuschenstill und der Professor trug sehr anschaulich einige mir ganz unbekannte Begebenheiten aus der rumänischen Geschichte vor." Das war alles. Die ganze Stadt war voll von den täglichen Narrenstreichen des Geisteskranken, die Söhne von Glondys und Polony haben als Schüler unserer Anstalt auch sicher zu Hause von ihnen viel erzählt, der Schulaufscher merkte nichts von alledem, denn in seiner Gegenwart hatten die Schüler natürlich nicht Karten gespielt. Dies Urteil wiederholte Glondys in meiner Gegenwart auch anderen, um seine seinerzeitige sinnlose Wahl zu rechtfertigen und ich bin überzeugt, auch Graef selbst, der sonst kaum den Mut gehabt hätte, schon nach kurzer Zeit bei dem Stadtpfarramt eine Anklageschrift gegen mich, die Kollegen und die Schüler einzureichen, die sich nur aus Beschimpfungen, niederträchtigen Lügen und unflätigen Anwürfen zusammensetzte. Dies im wahrsten Sinne des Wortes schmutzige Heft - denn Graef stank geradezu vor Unreinlichkeit - wurde mir antlich vom Präsidium des Presbyteriums, unterschrieben vom Stadtpfarrer Dr. Glondys und Kurator Dr. Polony, mit der Aufforderung zur Ausserung zugeschickt. Ich antwortete den zwei Herren so derb wie sie es verdienten, und zerpfückte Graefs wirr aneinander gereichte Beschimpfungen und Lügen so restlos mit Anführung von Ort, Datum und Zeugen jedes Vorfalles, dass ihnen die Lust, irgend etwas mich Belastendes zu finden, rasch

verging. Gleichzeitig teilte ich mit, dass ich und mein Sekretär, der

Zeuge der meisten angeführten Vorfälle war, sofort ihre Stelle niederlegen würden, wenn uns, den Kollegen und der Schülerschaft nicht umgehend volle Genugtuung gegeben würde. Unter dem Eindruck der auch sie treffenden Schläge sagten Glondys und Polony sofort zu und versprachen nicht nur Graef den Kopf tüchtig zu waschen, sondern ihm zugleich mitzuteilen, dass er zur Strafe keinen Tag länger an der Anstalt bleiben dürfe, als bis die Abschlussprüfungen des Schuljahres vorüber seien. Ihn sofort weg zu jagen, war, wie ich selbst einsehen musste, leider nicht möglich, da jetzt gegen Ende des Schuljahres kein qualifizierter Vertreter für Graefs Lehrfächer aufzutreiben war und daher die Schüler mehrerer Klassen das ganze Schuljahr verloren hätten. So musste ich mich mit heuchlerischen Beteuerungen und schönen Redensarten abfüttern lassen, schlucken, schlucken und wieder schlucken. Bevor noch Graef seine Schmutzschrift einreichte, hatte er in schlauser Voraussicht die Kühnheit gehabt, von mir ein Dienstzeugnis zu fordern, in der Hoffnung, dass ich ihm vielleicht in dieser Form ein Zugeständnis machen würde und er dann an anderen Stellen mit meinem Zeugnis werde hausieren können. Als vorsichtiger Mensch bestätigte ich ihm bloss mit einem dünnen Satz, dass Dr. Gustav Graef im Schuljahr 1929/30 an der Honterusschule Geschichte und Erdkunde in den und den Klassen unterrichtet habe. Wutentbrannt eilte er zum Stadtpfarrer und der suchte mich vergeblich in zwei langen Unterredungen zur Hinzufügung wenigstens eines lobenden Wortes in dem Dienstzeugnis zu bewegen. Als ich standhaft blieb, warnte auch er: "Gib acht! Der Mensch ist unberechnbar, er soll einen Revolver ständig bei sich tragen - er könnte eines Tages losgehen!" Da enthüllte sich mir der grosse Herr in seiner ganzen jämmerlichen Feigheit und noch mehr, als er bald darauf aus eigener Machtvollkommenheit unter meinen dünnen Satz im Dienstzeugnis als Vorsitzender des Presbyteriums und Schulinspektor noch den Dank der schulerhaltenden Gemeinde für die von Dr. Graef geleisteten Dienste hinzufügte. Davon erfuhr die Gemeinde zwar nichts, sie erfuhr aber, dass Graef bald nach seiner Entlassung in verschiedenen Kaufläden Kronstadts /so z.B. bei "Thomas, Scheeser und Galtz" und bei "Protos"/ auch auf gewerbsmässigen Diebstählen ertappt wurde, dass er Attentate auf weibliche Dienstboten verübt und einen Hausbewohner fast erschlagen habe, so dass die Polizei jetzt eingriff und eines Tages Detektive Graef aus seiner Wohnung in ein bereitstehendes Auto unter dem Vorwand lockten, in Hermannstadt erwarte ihn ein Abgesandter des Königs, um ihm für seine "Hymne" den Dank des Herrschers auszusprechen und ihm gleichzeitig eine Belohnung zu übergeben. Der Kranke ging in diese plumpe Falle und wurde nach Hermannstadt in das Irrenhaus ~~abgeführt~~ übergeführt. Da bei ihm ruhige, sogar heitere Zeiten mit solchen tiefster Niedergeschlagenheit und Wutanfällen abzuwechseln pflegten und er sich in Hermannstadt auffallend still nur mit religiöser Lektüre beschäftigte, gelang es ihm, auf Fürsprache des Stadtpredigers Scherg, dessen Sekte er seit jeher angehört hatte //, als harmloser Irrer wieder frei zu werden - lag doch auch ein lobendes Zeugnis des Stadtpfarrers Glondys bei. Und so stellte er sich bei dem inzwischen Bischof gewordenen D. Dr. Viktor Glondys mit einem neuen Plan wieder ein: er wolle in der ländlichen Zurückgezogenheit der kleinen pfarrerlosen Gemeinde Felmern den inneren Frieden suchen und Bischof Glondys ordinierte am 7. September 1933 den ihm wohlbekannten Paranoiker Graef zum Pfarrer, liess den mit der ganzen damaligen Machtvollkommenheit eines sächsischen Pfarrers ausgestatteten Wahnsinnigen auf eine armselige entlegene Gemeinde los, in der ihn niemand kontrollieren und behindern konnte. Die Folgen waren furchterlich. Graef war in der Gemeinde erschienen und hatte die, wie es scheint, durch sein Gehaben misstrauischen ~~LEHRE~~ Bauern mit folgendem Kniff überredet, ihn zu wählen: erstens, sie brauchten ihn nicht zu bezahlen, er begnüge sich mit der staatlichen Zulage seines Gehaltes, freier Wohnung, Heizung, Beleuchtung und den Erträgen des Pfarrgrundes, zweitens, sie ersparten an ihm auch einen Arzt, da er ja Doktor sei! Dass er aber Doktor der Philosophie sei, merkten sie erst nach der Wahl. Schon zu seiner zweiten Predigt erschien der neue Pfarrer statt im Ornat in nachlässiger Strassenkleidung auf der Kanzel und antwortete auf das verwunderte Befragen der Bauern bloss: er habe einfach vergessen, den Pfarrock anzuziehen. Im Wirtshause freundete er sich mit ein paar Burschen an, um dann in der Nacht

an den entlegensten Stellen des Hatterts /wie früher in den Mondscheinnächten in Kronstadt/ herumzustreichen, es kam zu Krawallen und es war noch kein Jahr verstrichen, da musste ihn das zuständige Bezirkskonsistorium mitsamt dem Volksschulleiter und der Lehrerin des Amtes entheben. Wer dies alles nicht glaubt, kann sich heute noch in den Akten von den Tatsachen überzeugen und nie und nimmermehr wird jemand imstande sein, den Geistlichen Glondys von der Hauptschuld an all diesem seelischen Schaden rein zu waschen, der die führerlose, zerspaltene, armselige Gemeinde nun der völligen Auflösung entgegentrieb.

Bei dieser Gelegenheit schiebe ich hier ein körperliches Leiden von Glondys ein, das seine Freunde oft als Entschuldigung bei sinnlosen Erregungen oder als Deckmantel für Schonungsurlaube anführten: er war, wenn auch in leichtem Grade, zuckerkrank. Dass das Ehepaar diesem Umstand Rechnung trug und in die gewöhnliche Ernährung zuweilen Diättage mit reiner Pflanzenkost einschob, wird jeder nur billigen. Es kann sich aber nur um einen leichten Fall gehandelt haben, denn sonst wäre es nicht zu erklären, wie es möglich war, dass er jedesmal, wenn der Gang der Ereignisse ihn zum Verzicht auf seine Stelle nötigte, wie z.B. bei seiner erzwungenen Abdankung als Bischof, er diesen Schritt zur Bemäntelung amtlich mit seiner Zuckerkrankheit begründete, wenn bald darauf, nach dem kurzen Wirken des Bischofs Staedel, als Glondys mit Friedrich Müller noch einmal in Wettbewerb um dieselbe Stelle trat, sein Sohn in Kronstadt erschien, um in jedem Kaffeehaus zu verkünden, sein Vater sei gesunder denn je, dass aber, als die ersten Wahlergebnisse vorlagen, welche die völlige Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen zeigte, er in einem Schreiben von allen Kanzeln herab verkünden liess, seine Krankheit verhindere ihn, das Rennen fortzusetzen und wie er nach fruchtlosen heimtückischen Schlägen gegen den neuen Bischof Müller, den er zur Abdankung zwingen wollte, durch seine Freunde /z.B. Schriftleiter Plattner/ erklären liess, er hoffe auch als Sechziger noch immer den Tag zu erleben, wo ihn das sächsische Volk in die ihm "geraubte" Bischofsstelle wieder zurückrufe. Als er im 67. Lebensjahre starb, da liess er sich einige Tage vor seinem Tod ärztlich untersuchen, da ihm ein plötzlich steif gewordener Finger Sorgen machte. Der Befund war ausgezehrt. Aber schon drei, vier Tage später fiel er nach der Morgentoilette bewusstlos um und kam auch nach anderthalbtägiger Agonie nicht mehr zu sich. Wohl aber stellten die Ärzte fest, dass die ganze linke Seite seines Körpers gelähmt war. Er ist also einer Blutstockung /Schlaganfall/ und nicht der harmlosen Zuckerkrankheit erlegen. Dies alles erzählte seine Frau ihrer Freundin, Frau Pepi v. Steinburg, die auf die Todeskunde sofort nach Hermannstadt geeilt war und Frau v. Steinburg erzählte es, gleich nach der Bestattung, mir. Ich aber führe das hier so ausführlich an, um weiteren Legenden von unentwegten Donnerstagbrüdern vorzubeugen.

Als Glondys Bischof wurde, standen ihm seine stolzesten wie die erniedrigendsten Tage seines Lebens noch bevor. Sie sind auf das engste verknüpft mit dem Emporkommen ~~der~~ unserer Erneuerungsbewegung. Ich will und kann hier nicht auf sie eingehen und greife aus ihrer Geschichte bloss das heraus, was für die Charakteristik von Glondys und meine Stellungnahme zu ihm wichtig wurde. In ihren Anfängen strebte ihr Begründer vor allem eine wirtschaftliche Gesundung unseres Volkskörpers an. Erwerbung neuen Siedlungsraumes und Kinderreichtum! Das war mit zwei Worten gesagt ihr erstes Ziel, "Selbsthilfe" ihr Name und stete Opfer durch Selbstbesteuerung der Weg, der von Fritz Fabritius verkündet wurde. Dieser rein ideale völkische Zweck, der so erquickend abstach von dem groben Egoismus, der Raifsucht und Genussucht in den weitesten Kreisen unseres Volkes, entzündete derart meine Begeisterung, dass ich in der Freude meines Herzens über den Empfang des Schrifttumspreises diesen in seiner Gänze der "Selbsthilfe" spendete. Ohne mein Wissen wurde mir der Empfang der Spende von Fabritius öffentlich in seinem Blatte mit rühmenden Worten bestätigt und das schmeckte nun nicht den Donnerstagbrüdern, die bei manchem Saufgelage mehr Geld vertaten, als der jährliche Bedarf für die Neuanschaffungen unserer grossen Monteruschulbücherei ausmachte. Sofort geht ich als "Selbsthilfemann", das heisst als Mitglied einer damals noch kleinen Bewegung, die aber trotzig und unabhängig von unserer offiziellen liberalistischen Politik ihren Weg ging. Ich war damals wie auch später nie Mitglied dieser Bewegung, wenn ich ihre Fortschritte auch mit unverholener

freudiger Genugtuung verfolgte. Ich wollte als Schulmann und Dichter etwas leisten und konnte mich daher nicht auch noch in der mit der Erneuerungsbewegung einsetzenden Parteipolitik weiter zerspalteln. Ich hatte eine ganz verwilderte Anstalt von meinem unfähigen Vorgänger übernommen, eine strenge Disziplin eingeführt, Verbundenheit und Kameradschaftlichkeit unter den früher nach allen Richtungen auseinander strebenden Kollegen zustande gebracht, die Leistungen der Anstalt, auch bei allen öffentlichen Darbietungen, so gesteigert, dass Schulrat Albrich, der strengste aber berufenste Beurteiler aller unserer Schularbeit, in seinen Visitationsberichten an das Landeskonsistorium die Honterusschule und das Mediascher Gymnasium stets als die besten unserer Mittelschulen bezeichnete. Ja, darüber hinaus war es mir geglückt, auch die selbstlose Aufopferung der Kollegen so weit anzuspannen, dass sie jahrelang von ihrem kleinen Gehalt sich jeden Monat Abzüge machen liessen, um mit bescheidenen Summen zu den Kosten der von mir gegründeten und schon deshalb von den Donnerstagleuten bekämpften Höheren Handelsschule beizutragen. Ich erwähne dies bloss, um zu erklären, warum in dem furchterlichen Bruderkampf, den unsere Geschichte kennt, ich, wiewohl Kämpfer von Jugend auf, die Kronstädter Schulen nicht in den Strudel der politischen Ereignisse hineinziehen lassen wollte. Der Staat hatte jegliche Politik in der Schule mit mehreren drakonischen Erlässen verboten, unser Landeskonsistorium hatte die Schulleiter persönlich verantwortlich gemacht für jede Übertretung dieses Verbotes. Wenn nun bei der hereinbrechenden Flut von Inspizierungen schon die Entdeckung einer harmlosen Krätzelei an einer Wand des Klosetts oder die unbesonnene Antwort eines Schülers zu aufregenden Untersuchungen führen konnten, war es jetzt jahrelang meine Hauptsorge: wie schütze ich unseren kostbarsten Besitz, unsere vierhundertjährige Honterusschule, vor der Sperrung durch den Staat? Bei einem Versehen meinerseits hätte ich weder auf die Nachsicht des Staates noch meiner eigenen Schulbehörde rechnen können. So machte ich es mir und meinen Kollegen zur Pflicht, so lange diese Zustände dauerten, keinen Verstoss gegen Verbote zu dulden, in seinem Inneren aber mochte jeder Kollege und Schüler denken und fühlen, was er wollte. Das war wahrlich nicht leicht, denn wenn auch die Professoren - mit Ausnahme eines Judas - innerlich eine Erneuerung unseres kranken Volkskörpers ebenso wie ich herbeisehnten, mussten sie im Unterricht auf vorwitzige Fragen von Söhnen reaktionärer Eltern, die eine Stellungnahme herauslocken wollten, doch tun, als ob ihnen die verbotenen Früchte herzlich gleichgültig wären. Als dann unsere Erneuerungsbewegung immer lauter und drohender hervortrat, als die Reichen sich durch bisher unerhörte Forderungen von Volkssteuern und die Inhaber von ergatterten Posten und einträglichen Stellungen bedroht sahen, begannen die Verteidiger des alten liberalistischen Systems sofort die Aufziehung einer Gegenfront, um die Aufwiegler einfach niederzubügeln. Die Alten besaßen das Geld, die Presse und alle wichtigen Stellungen, die Jugend hatte bloss ihren Idealismus, ihre Kartoffeln und ihre Ellenbogenderbheit. Ich habe in der "Stadt im Osten" den Kampf der Schwarzen und Grünen geschildert; der jetzige Bruderkrieg unterschied sich von ihm vor allem durch die soziale Schichtung der Kämpfer: waren dreissig Jahre vorher auf beiden Seiten Hoch und Niedrig, der einfache Mann aus dem Volke wie der hohe Beamte und Geistliche annähernd im gleichen Verhältnis vorhanden, so kämpften in der Erneuerungsbewegung lange Zeit fast nur kleine Leute gegen die geschlossene Mauer der "Grosskopften". Und so wurde diese Auseinandersetzung noch viel leidenschaftlicher und hasserfüllter durchgeführt, handelte es sich doch hier nicht bloss um die Verschiedenheit der politischen Anschauungen, sondern auch um Stellung, Ansehen und den lieben Geldbeutel. Doch genug. Der Rektor und seine Kollegen konnten es mit ihrer Mittelstellung keiner Partei recht machen. Die Donnerstagbrüderleute und an ihrer Spitze Glondys wollten natürlich kein Pöstchen ihrer beherrschenden Stellung aufgeben, sie hatten die Macht, das Geld, die Presse und einen wunderbaren Agitator und bald auch Demagogen in der Person des Architekten Schuller. Sie guckten den Neutralen hinter ihre Tarnkappe und verkündeten laut: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns und wird wie ein Feind behandelt! Und als die Lehrerschaft sich trotzdem kühl und unbeteiligt verhielt, griff Schuller /was ich dem einstigen Jugendfreund nie verzeihen konnte/ zu dem schmachlichsten Mittel: in einer Sitzung unserer Gemeindevertretung, die über die unzugänglichen Gehalte der Lehrer beschliesse

sollte, rief er laut drohend in die Versammlung: "Wir werden den widerpenstigen Lehrern den Brotkorb höher hängen!" Schuller, der in früheren Zeiten ein Freund der Lehrerschaft gewesen, und, wie ich gerne anerkenne, in mancher Sitzung unserer Behörden für ihre berechtigten Forderungen eingetreten war, verwandelte sich nun unter dem unheilvollen Einflusse der Parteipolitik in einen erbitterten Gegner des Lehrkörpers der Honterusschule, so dass er sich nicht scheute, auch systematische Verleumdungen der Professoren offen zuzugeben. Unvergesslich ist mir, wie er nach einem giftigen Aufsatz in der "Kronstädter Zeitung" auf eine Bemerkung unseres Turnprofessors Zeidner: "Was du da geschrieben hast, glaubst du doch selbst nicht", antwortete: "Ganz richtig. Aber Leute, die innerlich Erneuerer und äusserlich Heuchler sind, kann man nur mit solchen Waffen klein-kriegen." Inzwischen war die Erneuerungsbewegung auch in Kronstadt so weit erstarkt, dass sie ein eigenes Blättchen herausgeben und Demonstrationsversammlungen der Alten mit lärmenden Werbeabenden und Aufzügen der Jungen beantworten konnte. Der rüde Ton ihrer Versammlungen schreckte vor allem die Frauen von ihrem Besuche ab und trieb sie in der Angst, dass die Existenz ihrer Männer und Kinder bedroht sei, in das Lager der Liberalisten. Als nun nach erbittertem Wahlkampf mit Friedrich Müller, Glondys Sieger blieb und als neuer Bischof sich mit glänzenden Reden für die Wiederherstellung aller Autorität und achthundertjähriger Tradition verbürgte, flogen ihm die Sympathien aus allen Theilen des Sachsenlandes von selbst zu, denn überall war man der grausamen Zerfleischung müde und sehnte sich nach Frieden. Vor allem alle kirchlichen Kreise, die jetzt in unmittelbare Abhängigkeit von Glondys als ihrem obersten Vorgesetzten gerieten und die zahlreichen sächsischen Frauenvereine. In Kronstadt aber ging man nach diesem Sieg bei der Bischofswahl den Erneuerern noch viel energischer zu Leibe. Bei einer Demonstrationsversammlung, bei der Polony der Hauptredner sein sollte, griff er, um Eindruck zu machen, nach dem Recepte seines Freundes Schuller, zu dem verleumderischen Mittel: mit der angeblichen "Verpolitisation" unserer Schuljugend an der Honterusschule die Zuhörer aufzureizen. Seine Behauptungen waren glatt erfunden, aber sie wirkten. Als ich in der Presse den ausführlichen Bericht über diese Rede las, packte mich die Wut über diese Kühnheit eines Menschen, der selbst zwei Söhne an unserer Anstalt hatte und sich täglich durch Ausfragungen von der Unwahrheit seiner Behauptungen überzeugen konnte. Jetzt musste ich als verantwortlicher Leiter der Anstalt auch öffentlich meine Schule in Schutz nehmen. In der Nacht schrieb ich in einem Zuge eine trotz meiner Erregung ruhig abwägende Entgegnung und schlug dann den versammelten Kollegen vor, diese als Büchlein im Druck unter dem Titel "Für unsere Honterusschule" erscheinen zu lassen. Sie stimmten mit Ausnahme des Professors Eugen Weiss, der für den Brotkorb zitterte, meinem Vorschlag zu, gleichzeitig aber auch dem Vorschlage von Weiss, mir einen viergliedrigen Ausschuss zur Seite zu geben, der allzu temperamentvolle Ausdrücke des Rektors mildern oder ganz ausmerzen sollte. Das Büchlein erschien denn auch mit einer vom Ausschuss am Schlusse der Schrift angehängten ehrenvollen Vertrauenserklärung aller Lehrkräfte aller unserer höheren Lehranstalten für den Rektor, auf die ich stolz bin. In ein paar Tagen war die Flugschrift vergriffen und das auf Polony gemünzte Sprüchlein "Der grösste Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant" ging von Mund zu Munde. Denn die Bukarester Blätter hatten die Behauptungen Polonys wie ein gefundenes Fressen sofort aufgenommen und schon nach ein paar Tagen erschien ein gefürchteter Generalinspektor des Unterrichtsministeriums mit Begleitung in der Honterusschule, um die Beschuldigungen des Kirchenkurators gegen die eigene Anstalt zu untersuchen. Er konnte nichts Verdächtiges finden und sprach kein tadelndes Wort. Dafür aber griffen Führer der "Kronstädter Erneuerung" die öffentliche Verleumdung Polonys auf und veranlassten, dass das Landeskonsistorium ihn in Disziplinaruntersuchung ziehe. In dem obersten Disziplinargericht sassen lauter Gesinnungsgenossen Polonys oder Vorsichtige, die sich die Finger nicht verbrennen wollten, und daher wurde der Prozess hinausgezogen, immer weiter hinausgezogen, bis Polony schliesslich mit Stimmenmehrheit freigesprochen wurde. Bald darauf erfolgte als Antwort die Anordnung eines Disziplinarprozesses gegen mich. Ein Lehrer des Hermannstädter Kirchenbezirkes, den ich gar nicht kannte, wollte sich offenbar die Spötzen vor dem neuen Bischof verdienen und zeigte mich ebenfalls wegen "Verpolitisation" der Schuljugend an. Ein vom

Bischof und Schulrat Rösler unterzeichnetes Schreiben forderte das Kronstädter Bezirkskonsistorium auf, das Verfahren gegen mich einzuleiten. Gleichzeitig wurde der Angeber in Hermannstadt einvernommen, der sofort die Hälfte seiner Beschuldigungen zurückzog. Die zwei Disziplinarrichter in Kronstadt aber - beides nicht Erneuerer - erklärten schon nach dem ersten Einblick in die Akten, dass gar kein Grund zu einer Untersuchung vorläge und baten daher das *Landes* Bezirkskonsistorium um Einstellung des Verfahrens. Sie erhielten die Weisung, unterzeichnet Glondys-Rösler, die Untersuchung trotzdem zu beginnen und die vom Angeber genannten Zeugen einzuvernehmen. Diese Zeugen hatten unsere Anstalt besucht und waren dann in die Reihen der Erneuerer getreten. Man hoffte, dass sich bei ihren Aussagen, doch irgend eine Belastung des Rektors ergeben werde - denn semper aliquid haeret. Aber sie waren ohne Ausnahme so vernichtend gegen meinen Verleumder, dass der Verhandlungsbericht, den meine Untersuchungsrichter höheren Ortes vorlegten, dem Herrn Bischof denn doch einige Gedanken machten. Denn als er einmal zum Besuch in Kronstadt weilte, sagte er mir ungefragt, er werde das Oberdisziplinargericht sofort anweisen //, nicht nur ein freisprechendes Urteil zu fällen, sondern mir auch volle Genugtuung zu geben, denn er habe aus den Akten den Eindruck gewonnen, dass hier ein blosser Verleumdung vorläge. Er fuhr nach Hermannstadt zurück und es verging noch ein volles Jahr bis mein Freispruch erfolgte, natürlich ohne jede Genugtuung dafür, dass ich mich Jahr und Tag in Atem gehalten von Kronstadt nicht hatte rühren können. Rache ist süß.

Solange die Erneuerer nur eine kleine Minderheit in unserem Volke bildeten, hatte Glondys mit Verachtung auf diese Stänkerer und Habenichtse herabgesehen, die ihren letzten Groschen opferten, um ihre kleine Ortsgruppe und ihr Parteiblättchen am Leben zu erhalten. Als aber die Umwandlung der Bewegung in eine politisch-weltanschauliche Partei mit strammer Organisation ihr tausend und tausend neue Mitglieder aus allen Schichten unseres Volkes zuführte, als sie anfang, eine Gefahr für das alte liberalistische System zu werden, begann nun der neue Führer unserer Landeskirche mit gewalttätigen Massregeln allen Angestellten unserer Landeskirche, den Geistlichen wie den Lehrern, den Beamten wie den Küstern und Schuldienern mit Drohung des Amtsverlustes das Maul zu verbinden. Jeder Angestellte musste eine Erklärung unterschreiben, dass er sich jeder Teilnahme an der Bewegung der Erneuerer enthalten würde. Jeder Verdächtige wurde verhört und verlor, wenn er seine Unterschrift verweigerte, sofort sein Amt und konnte den Wanderstab in die Hand nehmen. Man wurde durch diese Gewissensknebelung unwillkürlich an die Austreibung der Protestanten in Österreich erinnert. Ununterbrochen flossen die Verhöre, mehrere unserer besten jungen Pfarrer und Lehrer wurden auf die Strasse gesetzt, da half kein Flehen und Weinen der Frauen und Kinder: unterschreib oder du fliegst heraus! Aber die fettesten Bissen für die Verhöre hielten die Inquisitoren Bischof Glondys und sein Gehilfe Stadtpfarrer Müller, der nach seiner Niederlage sich mit der Stelle des Bischofvikars begnügt hatte, sich selbst vor. Diese hochnotpeinlichen Befragungen wurden in den Blättern der Jungen mit Frage und Antwort ausführlich geschildert und gossen neues Öl ins Feuer. Ich erwähne nur den einen Fall Staedel, weil er uns noch weiter beschäftigen wird. Wilhelm Staedel, der junge Pfarrer der Tochtergemeinde Martinsberg in Kronstadt, der eine Religion ohne dogmatische Verknöcherung verkündete und der Führer unseres neugegründeten Jugendbundes war, ein selbstloser Charakter von unbedingter Wahrhaftigkeit, hatte die Frechheit gehabt, sich, bestürmt von seinen Anhängern, ebenfalls als Kandidaten bei der letzten Bischofswahl aufstellen zu lassen. Er hatte bei der Abstimmung in der Landeskirchenversammlung ganze 4 Stimmen erhalten, was seine Gegner mit Hohn Gelächter begrüßten. Das Lachen sollte ihnen bald vergehn. Vom Bischof und seinem Vikar in die Zwickel genommen, verlor aber Staedel jetzt seine Stelle und musste sich mit seiner Familie kümmerlich durchschlagen. Ich selbst konnte bei gründlicher Erwägung aller Umstände den Kollegen bloss anraten: das berüchtigte Rundschreiben des Landeskonsistoriums bedeutet keine Änderung unserer Lage. Im Interesse des Bestandes unserer Schule haben wir uns auch bisher jeder Beteiligung an der Parteipolitik enthalten müssen. Eine Verweigerung der Unterschrift würde jetzt die Anwürfe gegen uns rechtfertigen, niemandem nützen, aber grössten Schaden für die Verweigerer und die ganze Anstalt nach sich ziehen. Unterschreibt also, denn wer die stürmische Entwicklung im Reiche verfolgt, darf mit Recht hoffen, dass der Maulkorb auch in Siebenbürgen bald fallen wird. So unterschrieben wir, wenn auch mit geballten Fäusten. alle. Aber die einzelnen Märtyrer,

die verstreut im Sachsenlande, herumirrend einen Unterschlupf suchten, gaben der Erneuerungsbewegung einen derartigen Aufschwung, dass ihre Führer es jetzt durchsetzen konnten, dass unsere politische Leitung den anfangs verweigerten "Sachsentag" zur Klärung des Bruderstreites nun doch in Hermannstadt zusammenberief. Und hier geschah das Wunder, dass, trotzdem die Gegner der Bewegung noch immer die Mehrheit hatten, unter dem Eindrucke der ebenso hinreissenden wie ergreifenden Ausführungen vieler Redner die nach Tausenden zählende Versammlung unter freiem Himmel dennoch alle wichtigen Forderungen der Erneuerer für eine vollkommene Umgestaltung unseres Volkskörpers an Haupt und Gliedern annahm. Die Erneuerung hatte zum ersten Male gesiegt und Glondys, der sonst überall die erste Geige spielen musste, war hier bei tagelangen Verhandlungen zu einem blossen Zuschauer geworden, der sich nur am Schlusse mit einem kleinen Dankgebet bemerkbar machen konnte.

All dies war nun nicht günstig für seine Zuckerkrankheit. Wenigstens behaupteten seine Anhänger, dass die sich bei dem Bischof mehrenden Zusammenstösse mit fast allen seinen Mitarbeitern in der Kanzlei wie in den Körperschaften auf diese Krankheit zurückzuführen seien. Ich habe früher bemerkt, was ich von seiner Zuckerkrankheit halte und bin daher überzeugt, dass nur sein durch die Bischofswürde noch übersteigertes Selbstbewusstsein ihn zuweilen geradezu grössenwahnsinnig erscheinen liess. So wie er als Kronstädter Stadtpfarrer Goethe und Nietzsche wie unartige Buben abgekanzelt hatte, so stiess er jetzt in kurzer Zeit eine ganze Reihe ihm ursprünglich zugetaner kirchlicher und politischer Würdenträger leichtsinnig und unverantwortlich vor den Kopf. Als ich einmal in amtlichen Angelegenheiten in Hermannstadt die Kanzlei des Landeskonsistoriums besuchte, fand ich die Beamten in grosser Erregung und Schulrat Rösler erklärte mir, es habe wieder einen heftigen Zusammenstoss mit dem hochwürdigen Herren gegeben, worauf Glondys erklärt habe, er werde den Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth, den Schulrat Rösler und noch einige Kanzleibeamte sofort in Disziplinaruntersuchung ziehen. Wozu der Landeskirchenkurator resigniert bemerkte: "Wir haben ihn gewählt, jetzt müssen wir die Krot"/Kröte/ schlucken". Die Entwicklung in Deutschland besserte auch nicht seine Laune, doch wurde er durch sie jetzt vorsichtiger in der Behandlung seiner weltanschaulichen Gegner, begann jetzt auch ~~gute Seiten an ihnen zu entdecken~~, - eine ganz nutzlose Wendung, denn bei den völkisch eingestellten Erneuerern hatte er durch seine Winkelzüge, wie durch sein katholisches Getue und seinen krassen Egoismus schon längst alle Achtung verloren.

1935 → Da erfolgte der Umbruch im Reich, da erfolgte das Abkommen des rumänischen Staatsführers mit der deutschen Regierung, das allen Deutschen in Rumänien in ihrer Kulturarbeit /Kirche, Schule, Wirtschaft/ volle Freiheit gewährte - wahre Keulenschläge für so manchen unsanft geweckten Schmarotzer und Faulenzer. Und als dann die Frucht reif geworden war, die Jungen fest im Sattel sassen, allen Schutt und Plunder der liberalistischen Wirtschaft hinwegräumten /nicht ohne auch grosse Dummheiten zu begehn/, da kam die Abrechnung auch mit dem Schädling Glondys, der jahrelang vor naiven oder dienerischen Gläubigen, ~~die nach einer Kräftigung gelehrt hatten~~, mit seinem schauspielischen Talent gegläntzt hatte. Auch im Reich, wo er überall Verbindungen gesucht und bei kirchlichen Kongressen Eindruck zu machen gesucht hatte, war er von so manchem Tieferblickenden schon bei flüchtiger Bekanntschaft in dem Kern seines Wesens erkannt worden. Ja, ich kam sogar einmal in die Lage, Glondys verteidigen zu müssen, als bei der ersten Tagung der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung in Weimar einer der Teilnehmer, Professor Haushofer, der Begründer der Geopolitik, mich, ausgerechnet mich, mit den Worten anfuhr: "Was habt ihr Sachsen euch da für einen Popanz zum Führer gewählt?!" Ich fühlte mich damals als **S a c h s e** gekränkt und bemerkte kurz: "Jeder feurige Wein hat seine Gärung und Klärung." Die Gärung haben wir reichlich genossen, zu einer Klärung kam es nicht. Denn die neuen sächsischen Machthaber nötigten Glondys zur Abdankung und eine neue Landeskirchenversammlung erhob in vorschriftsmässiger Zusammenberufung und Abstimmung den von Glondys so verachteten Vorstadtprediger Staedel zu seinem Nachfolger auf den Bischofsstuhl.

Die Abdankung ging, was wenige wissen, folgendermassen vor sich: der ehemalige Gauleiter Dr. Helmut Wolff erhielt den Auftrag, Bischof Glondys, gegen den genügend belastendes Material vorlag, zur Abdankung zu veranlassen. Er stellte sich bei dem hochwürdigen Herrn ein und

falsch!
Samstag
am 19.3.35
vor der
Versammlung
abhiert
statt
diese erst
1936!!

versuchte zunächst in schonender Weise ihm begreiflich zu machen, dass er nicht geeignet sei, die neue Volkskirche zu führen. Wie ein aufs äusserste gereizter Eber ging Glondys nun Wolff an und pochte auf seine ihm vertragsmässig zugesicherten Bischofsrechte. Da zog Wolff aus der Tasche eine Abrechnung über einen Bau, den Architekt Kurt Glondys, der Sohn des Bischofs, in eigenmächtiger Betrauung seines Vaters aus Kirchenmitteln durchgeführt hatte, und bemerkte kühl: "Dann werden wir diese Abrechnung mit unserer Berichtigung in die Zeitung geben müssen." Darauf erblusste der Bischof und erbat sich Bedenkzeit bis zum nächsten Tag. Sie wurde gewährt und nun überreichte Glondys einige schriftlich niedergelegte Bedingungen unter denen er bereit sei, aus Gesundheitssrücksichten um seine Versetzung in den Ruhestand anzusuchen. Von diesen Bedingungen sind mir nur zwei, besonders charakteristische, in Erinnerung: einmal, dass ihm mit Rücksicht auf seine hohe kirchliche Würde zugestanden werde, dass er vor der Öffentlichkeit "mit unbefleckter Weste" abtrete und dass die neue Volksleitung /die natürlich auch die Presse übernommen hatte/ strenge darüber wache, dass sein guter Ruf von keiner Seite je angetastet werde. Da es dieser nicht daran liegen konnte, die seit einem Jahrhundert fast geheiligte sächsische Bischofswürde vor der Öffentlichkeit in Schmutz zu ziehen, sagte Wolff unbedenklich zu. Sodann erinnere ich mich, dass Glondys, dem als Bischof im Ruhestand ohnehin schon die höchste Altersversorgung in unserer Landeskirche zustand, einen höheren Betrag, gleichsam als Entschädigung für seinen Verzicht auf das Amt, forderte. Wie hier eine Einigung zustande kam, weiss ich nicht, dass er aber nach der Unterredung mit Dr. Wolff wirklich abdankte, erfähr bald die ganze Welt, erfahren zu ihrer Bestürzung und tiefer Trauer auch die zäh an ihrem Messias hängenden Donnerstagsleute. Die Zuckerkrankheit wurde wieder verantwortlich gemacht, dass sie eine so kraftvolle Persönlichkeit zum Rücktritt gezwungen habe.

Woher ich den wirklichen Grund der Abdankung so genau erfahren habe? Der neugewählte Bischof Staedel erzählte mir bei seinem ersten Besuch in meiner Wohnung den ganzen Sachverhalt. Als Bischofskandidat der Erneuerer und damit zunächst Interessierter war ihm natürlich nicht nur der Bericht Dr. Wolffs bekannt, sondern er hatte die schriftliche ~~Vereinbarung Glondys-Wolffs selbst~~ in Händen gehabt. Sie dürfte, wie so viele peinliche Aktenstücke, inzwischen verschwunden sein und ich muss mich auf die Glaubwürdigkeit Staedels verlassen, der in meinen Augen einer der wenigen mir bekannten Menschen ist, dem ich unter keinen Umständen eine Verdrehung von Tatsachen oder gar eine Lüge zutrauen kann. Er sprach auch nicht mit Hass, sondern mit Bedauern über seinen Erzfeind. Trotzdem werden vielleicht unbelchrbare Jünger des Verschiedenen auch das Zeugnis Staedels bezweifeln. Diese kann ich nur auf den gesunden Menschenverstand verweisen, denn allein schon die Überlegung, dass ein ehrgeiziger Mensch wie Glondys nach erreichtem Ziel nicht plötzlich abdankt, sondern zum mindesten vorerst ein paar Monate Krankenurlaub nimmt und seine ihm gesetzlich zustehenden Rechte verfißt, die ihm, bei keinerlei andersartigen Belastung, Staat und Kirche zubilligen müssten, müsste auch fanatischen Anhängern die Augen darüber öffnen, dass hier eben eine sittliche Belastung vorlag, welche die Welt nicht erfahren durfte. Wem aber dieser Kuhhandel noch nicht genügt, der kann noch heute in dem Amtsblatt unserer Kirche, in den "Kirchlichen Blättern", ein Schreiben nachlesen, das der von seiner Stelle entfernte Altbischof Glondys an seinen Nachfolger, den er vor nicht langer Zeit brotlos gemacht hatte, mit der ergebenen Bitte richtete, ihm zu einer höheren Pension zu verhelfen! Ein zarter besaitetes Gemüt wäre eher Hungers gestorben, als von seinem noch vor kurzen gequälten Opfer auch noch eine Erhöhung des Ruhegehaltes zu erfliehen, jedenfalls hatte die Zuckerkrankheit den geschäftstüchtigen Geist des Bittstellers nicht getrübt. Diese Schamlosigkeit scheint aber selbst dem gutmütigen und rasch verzeihenden Bischof Staedel ein wenig auf die Nerven gegangen zu sein, denn er veröffentlichte das Schreiben zugleich mit seiner ruhig sachlichen Antwort, dass der Bischof als Person hier nichts entscheiden könne, wohl aber das Landeskonsistorium. Nebenbei: die Vermögensverhältnisse von Glondys waren immer so zufriedenstellend, dass er sich zuerst in Heltau bei Hermannstadt ein Sommerhaus und dann in Hermannstadt selbst durch seinen Sohn ein stattliches Haus bauen und es entsprechend einrichten konnte.

Die Katastrophe des Jahre 44 zwang auch Staedel nach kurzer Amtsdauer freiwillig sein hohes Amt im Interesse der politischen Umstellung des sächsischen Volkes nieder zu legen und sofort trat der rechtmässig abgedankte D. Viktor Glondys nicht nur mit dem Anspruch auf, dass der ihm "geraubte" Bischofsthron rechtmässig ihm gebühre, sondern er begab sich auch eigenmächtig und von keiner Wählerschaft betraut sogleich zu regieren. "Geraubt? Wie ist das heutzutage möglich? Gibt es denn keine kirchlichen und staatlichen Gesetze? Und dann die Zuckerkrankheit?", fragten verwundert naive Bürger. Der Bischofssohn erschien in Kronstadt und erzählte, dass sein Vater vollkommen wieder hergestellt sei. Doch weniger naive Bürger, vor allem die Anhänger des Bischofvikars Müller, erklärten, nachdem sie sich in dieser aufgeregten Zeit von dem ersten Schrecken erholt hatten, dass es denn doch nicht genüge, wenn sich Glondys bloss auf einem Flugblatt zum Bischof proklamiere, vielmehr müsse dieser rechtmässig von einer Landeskirchenversammlung gewählt werden. Das war nun wahrlich nicht zu umgehen und es war höchstens zu hoffen, dass viele der Wähler eine schon vollzogene Tatsache genehmigen würden. So begann denn in den mehr als 200 Presbyterien der zehn Kirchenbezirke die Vorwahlen. Da zeigte sich schon hier bei Beginn der Wahlschlacht, dass die Aussichten für Glondys ganz hoffnungslos waren, da nur zwei Gemeinden, Kronstadt und Heltau, ihn unter den drei aufzustellenden Kandidaten vorschlugen! So rasch hatte das ganze Volk Glondys fallen gelassen, so gründlich waren die von ihm regierten Geistlichen und Lehrer, sowie die kirchlichen Behörden von ihrer anfänglichen Begeisterung geheilt worden, sie hatten ihn in der Ausübung seines Amtes genügend kennen gelernt. Nur die Kronstädter Donnerstagleute, die sich ihre Macht im Presbyterium und in der Gemeindevertretung zu bewahren gewusst und mit ihrer gleichzeitigen Wirtschafts- und Frauenkranzchenpolitik zu viele Mitläufer an ihren Karren gefasselt hatten, schrien Zeter und Mordio über diesen "Verrat" und mussten hilflos zusehen, wie von den Kanzeln mehrerer Kirchen, so in erster Linie von der der Kronstädter Stadtpfarrkirche, ein Schreiben von Glondys verlesen wurde /auch ich habe es gehört/, in dem er mitteilte, dass sein Gesundheitszustand es ihm unmöglich mache, sich weiter in einen Wahlkampf hineinzerren zu lassen. Gott segne aber seine teure Honterusgemeinde usw., usw. Polony, der Aussenminister des Donnerstagsabends, der sich rühmte, als grösste Tat seines Lebens dem Sachsenvolke seinen Glondys beschert zu haben, war seit Jahren tot, der Geldgeber Samuel Schiel war unmittelbar vor dem politischen Umsturz gestorben, vorbei waren die früheren lustigen Korteschfahrten von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt, bei denen die "Glondyshusaren", wie man sie nannte, die Bevölkerung mit Schnaps und Krenwürsteln in gute Stimmung gebracht und sie dann in vorgerückter Stunde auf den zweiten Honterus von Kronstadt verpflichtet hatten. Unter der neuen Staatsregierung war es nicht nur nicht möglich, sondern wahrlich auch nicht geraten, die Wahlumtriebe der ersten Bischofswahl zu wiederholen. So wurde in der Landeskirchenversammlung mit geteilten Gefühlen Friedrich Müller gewählt, der es verstanden hatte, seine Wahl mit anderen Mitteln besser vorzubereiten.

Erfreulicherweise hörte man bald, dass der Herr Altbischof sich schon so erholt hatte, dass er in Hermannstadt gemeinnützige Vorträge halten und für eine "Lutherakademie" werben konnte, die als eine Art Kulturgemeinschaft alle sächsischen Städte und grösseren Gemeinden betreuen und ihm als leitenden Präsidenten wieder zu Einfluss auf unser Volk verhelfen sollte. Da aber kein wirklicher Organisator hinter dieser Neugründung stand, der es sich auch Schweiss und selbstlose Arbeit kosten liess, schief diese Glondys-Akademie nach einigen kläglichen Versuchen bald wieder ein und man erinnerte sich ihrer erst wieder, als bei der Beerdigung von Glondys ein Mitbegründer dieses nebelhaften Gebildes im Namen der Lutherakademie Worte des Dankes sprach. Noch vorher aber kam das für jeden unbeteiligten sächsischen Beobachter erschütterndste Ereignis, das einzig in der ganzen Geschichte unserer Landeskirche dasteht:

Friedrich Müller war seit jeher der erbitterte Gegner von Glondys in dem Kampfe um den Bischofsstuhl gewesen. Er hat, nach einer kurzen Sturm- und Brausezeit als junger Professor, nie mehr einen einflussreichen Menschen vor den Kopf gestossen, sondern im Gegenteil wie ein fanatischer Sammler von Bekanntschaften in allen zehn Kirchenbezirken überall freundschaftliche Verbindungen gesucht. Als er nach dem ersten Wahlkampfe gegen Glondys unterlag, machte er gute

Miene zum bösen Spiel, umso mehr, als er bei seiner Niederlage doch auch ein Stückchen höher gestiegen war durch seine Abfindung mit dem Bischofsvikarsposten. Als Stellvertreter des Bischofs mit der unmittelbaren Einsicht in alle Geschäfte konnte er, nüchtern und zähe wie nur ein begabter sächsischer Bauernsohn, seine Fäden noch besser spinnen. Bereitwillig wie ein unverdrossenes Tragtier nahm er dem neuen Bischof von seinen Amtsgeschäften so viel als möglich ab, um ihm Musse zum "regieren" zu lassen. Und wenn auch Glondys sich dies gerne gefallen liess, reizte es ihn doch immer wieder, wenn der dienstfertige Gehilfe seine Nase in jeden Topf steckte, auch wenn er nicht für ihn bestimmt war und keine Gelegenheit versäumte, auf eigene Faust auch neue Verbindungen anzuknüpfen. Schon die monatlangen Aufregungen bei seiner Wahl zum Bischof konnte ihm Glondys nie vergessen, das Bewusstsein, dass dieser gefährliche Nebenbuhler auch nach einem scheinbaren Friedensschluss den Boden unter seinen Füßen immer wieder unterwühlte, liess die alte Feindschaft nie erkalten und als nun gar bei Müllers Wahl er dessen Erfolg nur den Quertreibereien und Wühlereien seines alten Gegners und beileibe nicht auch dem eigenen Charakter zuschreiben musste, da steigerte sich seine Wut zur Raserei: dieser freche Emporkömmling musste erledigt werden!

Müller erfreute sich nicht lange seines Sieges, denn in der Hermannstädter rumänischen Tageszeitung, die fast amtlichen Charakter hatte, erschien bald eine ganze Reihe der heftigsten Angriffe gegen seine unentschiedene zwischen Erneuerung und Reaktion schwankende politische Vergangenheit mit ganz genauen Angaben, was er zu bestimmten Zeiten gesagt oder in bestimmten Blättern sollte geschrieben haben. Allgemein hiess es: nur ein guteingeweihter Sachse könne diese Angaben, unmittelbar oder mittelbar, der Zeitung geliefert haben. Ja, man ~~tasche~~ sogar: der unterlegene Gegner Glondys sei der Lieferant ~~ein Gerücht, das ich bloss verzeichne, beweisen lässt sich das heute natürlich nicht.~~ Beweisen aber lässt sich, solange von den Mitspielern eines weiteren Ereignisses einer noch lebt, dass bald nach dem Zeitungssturm, der den verzweifelt fechtenden neuen Bischof nicht zu fällen vermocht hatte, Glondys eine Eingabe an das Landeskonsistorium machte, in der er kurz und bündig Müller zum Hitleristen stempelte und aus völkischer Besorgtheit // dessen Entfernung aus dem Bischofsamte forderte! Man kann sich ~~das~~ Entsetzen der Mitglieder unserer höchsten Kirchenbehörde lebhaft vorstellen. Nach langen Hin und Her wurde beschlossen, diese Schandeingabe, in der ein sächsischer Bischof den anderen, ganz gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, anzeigt, ohne Antwort ad acta zu legen. Als demgemäss keine Antwort erfolgte, schrieb Glondys ein zweitesmal an das Landeskonsistorium: wenn seine erste Eingabe nicht sofort ordnungsgemäss verhandelt werde, sei er gezwungen, beim Staate die Anzeige zu machen! Das war nun eine noch grössere Bombe. Aufgeregt rannten die paar engeren Hermannstädter Parteifreunde von Glondys ~~in~~ einher und riefen sofort die besten Kronstädter Freunde aus dem Donnerstagkreis zu Hilfe. Diese, darunter Kirchenvater Kammer, sausten nach Hermannstadt und ihrem vereinten Bemühen gelang es, die Blossstellung unserer ganzen Kirche durch eine Vereinbarung zu verhindern, bei der auch eine Pensionserhöhung wieder eine Rolle spielte. Die Akten auch über diesen Vorfall werden wohl verschwunden sein, aber die meisten der Mitspieler leben noch.

Ich habe bloss noch zu erwähnen, dass der an die neuen Verhältnisse rasch angepasste Altbischof unter seinen öffentlichen Vorträgen auch einen Werbevortrag über Henri Barbusse hielt und als Frucht seines Ruhestandes an den Kronstädter Dr. Pildner v. Steinburg eine handschriftliche Untersuchung über "Die Religion in Goethes Faust" mit der Bitte sandte, seine Kronstädter Freunde möchten sie drucken lassen. Da diese Freunde aber in den letzten Jahren verarmt und die Druckkosten ungeheuer gestiegen waren, musste Dr. Steinburg die Handschrift mit Bedauern zurückschicken.

Ich habe hiemit mein Verhältnis zu Glondys geschildert auf Grund von T a t s a c h e n, deren wichtige ich auch heute noch jederzeit beweisen kann, im Gegensatz zu den geschichtsfälschenden Behauptungen und Märchen seiner Bewunderer. Ich schrieb, so hassenswürdig auch vieles ist, was ich berichten musste, doch frei von feindseliger Gesinnung und Übertreibung, so objektiv, wie ich meinen Romanfiguren gegenüberstand. Als den ersten Auszeichnungen als Schriftsteller bald weitere, grössere folgten / Verleihung der Goethe-Medaille, der grossen silbernen Plakette des Auslandsinstitutes, das Ehrendoktorat, die Ernennung zum Senator der Deutschen Akademie usw. / und mir meine Berufung zum deutschen Dichter bestätigten, da wurde das Geschrei

der Donnerstagsleute und die ganze Person von Glondys so unwichtig für mich, dass ich nur noch als stiller Beobachter Berichte von vertrauenswürdigen Freunden über ihn entgegennahm, als über einen, in dem auch ich mich anfangs gründlich getäuscht hatte und der mir zu einer Zeit, als ich an meiner Dichtergabe noch zweifelte, Wochen, Monate und Jahre schwerster seelischer Bedrängnisse geschaffen hatte - dies alles war wie weggewischt, als meine Lebensfrage: ob ich zum Dichter berufen sei, entschieden war. Und damit war auch Glondys als Mensch mir gleichgültig geworden. Nicht aber die Verlogenheit unseres öffentlichen Lebens. Und so wie ich als junger Mensch mit meinen "Karpathen" es sieben Jahre lang gewagt hatte, mit einem Häuflein Gleichgesinnter eine Kulturrevolution im Sachsenlande zu entfachen und bis zum Siege durchzuführen, und hernach in meinen Romanen alles, was krank in unserem Volk, rücksichtslos offen bloss zu legen, so habe ich es jetzt noch einmal als eine Pflicht empfunden, an einem extremen Beispiel zu zeigen, wohin wir steuern, wenn die liberalistische Eiterbeule an unserem Volkskörper nicht endlich ausgebrannt wird. Wenn bei dem Leichenbegängnis von Glondys in Hermannstadt nur lobende und dankende Worte gesprochen wurden, so kann kaum jemand etwas dagegen einwenden; wenn aber sieben Tage später gleich drei Glondysanhänger mit einem Kirchenkonzert und persönlichen Einladungen zu einer Gedächtnisfeier für den Verbliebenen die Volksgenossen in die Schwarze Kirche lockten, um dann wieder mit vollen Backen Lob und Preis dem treuen Menschen, "der ganz der unsrige geworden war", dem unübertrefflichen Redner, dem gewältigen Organisator, Gelehrten und Philosophen zu spenden und all die alten Märchen über ehrende Berufungen ins Reich, die er als treuer Anhänger des sächsischen Volkes ausgeschlagen habe, noch einmal als Tatsachen aufzuwärmen, dann muss wenigstens ein freier, unabhängiger Geist diese Fälschung der Wirklichkeit aufdecken, denn aus der Presse oder dem Hörensagen Unbeteiligter werden unsere Nachkommen die Wahrheit nie erfahren.

Wenn Kirchenvater Kammer als Hauptredner und, nach Polonys und Schullers Tode, Führer des Donnerstagskreises, den Charakter des Toten pries, wo er doch selbst vor gar nicht langer Zeit sich tüchtig hatte bemühen müssen, den Denunzianten Glondys zu beruhigen, wenn er mit dem von Glondys oft pathetisch gebrauchten Wort "Treue um Treue" prunkte, dann muss ihm geantwortet werden: dass Glondys die Monterusgemeinde, ja das ganze sächsische Volk in dem Augenblick gleichgültig wurden, wo er glaubte, seine ehrgeizigen und eigennützigen Pläne verwirklichen zu können. Ich bin ~~außer~~ den angeführten Beweisen, in der unangenehmen Lage gewesen, Augen- und Ohrenzeuge solcher Auseinandersetzungen mit seinen Leibwächtern zu sein. Nur seinen fanatischen Anhängern, den Donnerstagsleuten, musste er die Treue halten - aus dem höchst eigennützigen Grund, weil er nicht bloss durch sie überhaupt emporgekommen war, sondern auch später sie als Stütze seiner auf Sand gebauten Macht stets brauchte. Umgekehrt hat auch der Donnerstagskreis seinem Bischof die Treue gehalten aus dem ebenfalls höchst eigennützigen Grund, weil er bei dem Eingeständnis, er habe sich in der Wahl des neuen Messias so fürchterlich geirrt und jahrelange Aufregungen, erbitterte Wahlkämpfe und Unsummen von Geld nicht zum Nutzen, sondern heillosen Schaden unseres Volkes verpufft, seine Machtstellung in Kronstadt verloren hätte und das tun Leute, die lange Machthaber gewesen sind, bekanntlich höchst ungern. Wenn Kammer auf die geistig-schöpferische Arbeit, die "Werke" des hochgelehrten Geistlichen hinwies, dann muss man fragen: ja, wo stecken diese Werke? Wenn ein Stadtpfarrer und Bischof jedes Jahr Monate zu sorgenfreier Musse übrig hatte, wie kommt es dann, dass er bei seinem brennenden Ehrgeiz auch als Gelehrter bis ins Alter hinein nur zwei kleine philosophische Einführungen für Studierende, eine kleine Auswahl enttäuschender Predigten und die ungedruckte Abhandlung über "Die Religion in Goethes Faust" hinterliess, also beschämend wenig nicht nur im Vergleich zu seinen bischöflichen Vorgängern, sondern auch schon zu jedem durchschnittlich tüchtigen Lehrer. Nein, er war eine durchaus unschöpferische Natur, verwöhnt, launenhaft und herrschsüchtig wie eine Primadonna, hervorragend begabt bloss für ein Instrument, das er dann auch so hinreissend zu spielen verstand wie etwa ein blendender Klaviervirtuos: seine oratorische Beredsamkeit. Dem gegenüber steht der unendliche Schaden, den er in unserem Volke angerichtet hat, die Herabwürdigung des sächsischen Bischofsamtes, wie es noch keinem Sachsen gelungen ist. Doch genug. Schlaf in Frieden!